

Der Eizellentanz der FDP

Die Liberalen wollen das Spenden von Eizellen legalisieren. Grüne und SPD sind von dem Vorstoß irritiert – auch weil sich die Partei beim Thema Schwangerschaftsabbruch weiter querstellt

6

0,1 Millimeter Leben: Eine Eizelle ist nur unter einem Mikroskop für das menschliche Auge erkennbar
Foto: Science Photo Library/ imago

Kommentar von **Dinah Riese** über die FDP-Initiative zur Legalisierung von Eizellspenden

Liberales Doppelmoral

Endlich kommt mal eine progressive Wortmeldung seitens der FDP: Frauen könnten „sehr gut“ selbst entscheiden. Es sei „unerträglich“, dass „veraltete Argumente bis heute eine Gesetzeslage begründen“. Wer allerdings gehofft hat, dass nun endlich auch die FDP die mehr als 150 Jahre alte Kriminalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen beerdigen will, irrt. Stattdessen wollen die Liberalen die Eizellspende legalisieren. Auch hier ist die Rechtslage hoffnungslos veraltet. Und doch zeugt der FDP-Vorstoß vor allem von der Doppelmoral der Partei, wenn es um die Rechte von Frauen geht.

Eizellspenden sind in Deutschland verboten. Das ist schon fast ein Alleinstellungsmerkmal in

Europa. Vielen Frauen, die nicht mit ihren eigenen Eizellen schwanger werden können – weil sie zu alt sind, wegen Krankheit, aus welchem Grund auch immer –, bleibt somit nur der Weg ins Ausland. Die Grundlage für das Verbot ist das mit mehr als 30 Jahren längst aus der Zeit gefallene Embryonenschutzgesetz. Medizin wie auch Gesellschaft haben sich seither gewandelt.

So ist ein Grund für das Verbot die Sorge vor einer „gespaltenen Mutterschaft“: Dem Kind könne es physisch wie psychisch schaden, wenn genetische und soziale Mutter nicht die gleiche Person seien. Studien haben das längst widerlegt. Für Mütter, die für eine Eizellspende ins Ausland gereist sind, wie auch für jede queere Familie mit

zwei Müttern ist es entwürdigend, dass solche überkommenen Ideen noch immer deutsche Gesetze begründen.

Nun wirbt die FDP unter den anderen Fraktionen um Zustimmung. Dabei bezieht sie sich auf die Regierungskommission zur reproduktiven Selbstbestimmung. Diese hatte in ihrem Bericht im April festgestellt, die Argumente für das Verbot der Eizellspende seien „überholt und nicht mehr überzeugend“, eine Legalisierung unter bestimmten Bedingungen denkbar. Dieselbe Kommission hat allerdings auch festgestellt: Die grundsätzliche Rechtswidrigkeit von Schwangerschaftsabbrüchen ist „nicht haltbar“. Die Fraktionen von SPD und Grünen wollen eine Neuregelung noch

in dieser Legislaturperiode. Auch sie suchten bereits das interfraktionelle Gespräch. Auflaufen lassen hat sie bisher: die FDP. Als FDP-Fraktion lehne man es ab, „den etablierten Kompromiss wieder aufzukündigen“, hieß es im Juni.

Frauen das Austragen einer Schwangerschaft auch gegen ihren Willen als Pflicht aufzuerlegen, ist eine durchaus irritierende Position für eine Partei, die sich selbst als liberal bezeichnet. Dass die Partei sich gerade bei der Eizellspende anders positioniert, überrascht indes nicht: Die Fortpflanzungsmedizin boomt. Womöglich geht es der FDP weniger um die Selbstbestimmung von Frauen als um einen Markt, auf dem noch viel zu holen ist.

Ausgabe Berlin
Nr. 13444
€ 3,40 Ausland
€ 2,80 Deutschland

Die taz wird ermöglicht durch

23.467

GenossInnen, die in die Pressevielfalt investieren.
Infos unter geno@taz.de
oder 030 | 25 90 22 13
Aboservice: 030 | 25 90 25 90
fax 030 | 25 90 26 80
abomail@taz.de
030 | 25 902 -130 / -325
anzeigen@taz.de
taz Shop: 030 | 25 90 21 38
Redaktion: 030 | 259 02-0
fax 030 | 251 51 30,
briefe@taz.de
taz

Postfach 610229, 10923 Berlin
twitter.com/tazgezwitscher
facebook.com/taz.kommune

www.taz.de



5 0634



Foto: privat

Im norwegischen Disneyland

Unsere Autorin arbeitete vor 30 Jahren in einem Souvenirshop in Flåm. Heute strömen jeden Tag Tausende Touris dorthin. Was macht das mit einem Ort?
4-5

Was hilft dem Klima wirklich?

Eine Studie hat 1.500 politische Maßnahmen in 41 Ländern analysiert
2, 12

steile these

„Seit dem 7. Oktober wird der Begriff Apartheid hysterisch benutzt“

taz-Autorin **Michaela Dudley**

das porträt



Foto: Thanassis Stavrakis/picture alliance

Griechische Bürgermeisterin mit Vorbildfunktion: Maria Kamma

Maria Kamma, die 54-jährige Bürgermeisterin der griechischen Insel Tilos, ist für ihre ausgesprochen flüchtlingsfreundliche Haltung bekannt. Dass die rührende Geschichte um das Baby Jonah, die ganz Griechenland bewegte, sich in ihrem Verwaltungsgebiet abspielte, hat also etwas Logisches. Jonah war am vorigen Wochenende mit seinen aus Afghanistan geflüchteten Eltern und anderen Familienangehörigen in einem Boot an einem felsigen Küstenabschnitt von Tilos, einer nordwestlich von Rhodos gelegenen kleinen Insel, gestrandet. Mitflüchtende, die an einer anderen Stelle auf Tilos an Land ankamen, meldeten die Familie als vermisst. Drei Tage verstrichen, bis sie von den Behörden gerettet werden konnte. Dem Baby, das erst am 25. Juni auf der Flucht auf die Welt gekommen war, gaben die Eltern notgedrungen mit Meerwasser vermishtes Milchpulver, als ihr Trinkwasser ausging. So überlebte es. Die griechische Küstenwache brachte die Familie mit einem kleinen Schlauchboot in Sicherheit.

Inzwischen sei Jonah mit seiner Familie in das Aufnahmelager für Flüchtlinge auf der Insel Leros gebracht worden, so Bürgermeisterin Kamma zur taz. „So sollte eine menschliche Gesellschaft sein. Das Selbstverständliche ist heute selten“, fügt Kamma hinzu. Sie versicherte, Tilos werde allen Flüchtlingen und Migranten weiter „so gut wie möglich helfen“. Jonah gehe es gut. Über Facebook wünschte ihm Kamma noch alles Gute: „Viel Glück, unser kleiner Junge! Möge das Leben von nun an nicht mehr so grausam und ungerecht zu dir sein!“

Gerne würde Kamma Flüchtlingsfamilien auf Tilos behalten, ihnen eine Zukunft bieten. Das sieht ein einstimmiger Beschluss des Stadtrats von Tilos aus dem Jahr 2014 vor. Doch die Regierung in Athen unter dem konservativen Premier Kyriakos Mitsotakis verfolgt einen restriktiven Flüchtlingskurs: Wer es nach Tilos schafft, wird zeitnah in die Aufnahmelager der Nachbarinseln Leros und Kos gebracht, wie Jonah und Familie. In der taz lässt Kamma ihrem Frust darüber freien Lauf. „Wir haben tausende Touristen auf der Insel, im Sommer finden hier viele öffentliche Feiern statt. Wir suchen händeringend Arbeitskräfte.“ Der rigide Athener Flüchtlingskurs sei oft kontraproduktiv. Ein Beispiel: eine Ziegenfarm, auf Tilos gegründet als Sozialgenossenschaftliches Unternehmen (Koinsep). Es stellte Käse her. Das ist vorbei. Denn Flüchtlinge, die zuvor zu den Koinsep-Genossen zählten und auf der Farm tätig waren, verloren gemäß einem Gesetz der Regierung Mitsotakis ihre Steuernummer und Wohnung. Sie verließen Tilos. Ersatz ist nicht zu finden. Tilos hat zu wenig Einwohner.

Derweil kommen wieder mehr Schutzsuchende nach Griechenland. Offiziellen Angaben zufolge sind im ersten Halbjahr dieses Jahres 18.508 Neuankömmlinge registriert worden – ein Anstieg um 122 Prozent im Vergleich zum entsprechenden Vorjahreszeitraum. Ist Hellas der Außenposten an Europas Flüchtlingsfront, dann ist Tilos ob seiner Lage nahe der türkischen Küste der Außenposten Griechenlands. „Tag für Tag kommen Dutzende neue Geflüchtete auf die Insel“, berichtet Kamma.

Unter der Ägide von Maria Kamma, die BWL studiert hat und seit 2012 als Bürgermeisterin von Tilos fungiert, ist die 900-Einwohner-Insel in vielen Belangen ein Vorreiter. Beispiel Energieversorgung: Die 62-Quadratkilometer-Insel versorgt sich völlig selbstständig mit Wind- und Solarenergie, Tilos ist die erste energieautarke Insel im ganzen Mittelmeer. Ferner wird der gesamte Müll recycelt. Vielleicht wird ja auch Tilos' Willkommenskultur ein Vorbild für den Rest des Landes. Ferry Batzoglou, Athen

Klima-Gesetze meist ineffektiv

Nur 12 Prozent der weltweiten Maßnahmen sparen Emissionen, so eine Studie des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung

Von Nick Reimer

Die Zahl der Todesfälle durch Hitze in Europa könnte sich durch die Klimaerwärmung bis zum Ende des Jahrhunderts verdreifachen. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie der „Gemeinsamen Forschungsstelle“ der EU, die in der renommierten Fachzeitschrift *The Lancet* erschienen ist. Wenn die globale Temperatur um durchschnittlich 3 Grad über das vorindustrielle Niveau steigt, könnten demnach jedes Jahr zusätzlich 129.000 Menschen durch Hitze in Europa sterben. Klimaschutz könnte also Leben retten. Ob Politik, die zum Zwecke des Klimaschutzes gemacht wird, auch tatsächlich wirkt, das hat ein Team des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung PIK in Zusammenarbeit mit der OECD, der Universität Oxford und weiteren Spezialisten untersucht. Das Ergebnis ist ernüchternd: Von 1.500 untersuchten Gesetzen, Verordnungen oder anderen politischen Steuerungsinstrumenten führten lediglich 189 tatsächlich zu rückläufigen Emissionen.

„Wir haben untersucht, welche politische Aktionen messbare Reduktionen zur Folge hatten – und welche nicht“, sagt Studien-Co-Autor Moritz Schwarz der taz. Demnach hatte etwa die 2009 eingeführte Abwrackprämie in Deutschland keinerlei Einfluss auf die Emissionen aus dem Straßenverkehr. Damals hatte die Große Koalition aus Union und SPD 5 Milliarden Euro bereitgestellt, um alte Autos zu verschrotten und neue zu kaufen – was einerseits die Wirtschaft ankurbeln sollte, andererseits den Benzinverbrauch und damit Treibhausgasen verringern. Auch die milliardenteure Förderung von E-Autos hatte laut der Untersuchung keinen Rückgang der Emissionen zur Folge. „Die Einführung der LKW-

Maut 2005 dagegen schon: Sie senkte die Verkehrsemissionen um 11,7 Prozent“, sagt Forscher Schwarz. Auch die Ökosteuerreform 1999 sei ein wirksames Klimaschutz-Instrument gewesen: „Dadurch gingen die Treibhausgasen in Deutschland um 7,6 Prozent runter.“

Politikmaßnahmen aus 41 Ländern untersuchten die Forscher, neben Industriestaaten auch in Ländern wie Brasilien, Saudi-Arabien, Peru oder Indonesien. Gibt es Länder, die richtig gut abschneiden? „Es gibt Politikfelder, die herausstechen“, sagt Schwarz. Etwa habe Großbritannien 2013 einen CO₂-Mindestpreis eingeführt und fossile Brennstoffe im Stromsektor verteuert. „Das hat die Kohle aus dem Markt gedrängt und den britischen Stromsektor dekarbonisiert.“ Oder neue Verbrauchsnormen in den USA: 2007 hatte die Regierung beschlossen, dass Neuwagen nur noch eine deutlich geringere Menge an Benzin verbrauchen dürfen, was den Verkehr der USA um 8 Prozent klimafreundlicher machte. Auch in China fanden die Forscher wirksame Klimapolitik: „Dort haben neue Technologiestandards dafür gesorgt, dass die Industrie klimafreundlicher wurde“, sagt Schwarz. Das habe zwar nicht dafür gesorgt, dass die chinesischen Emissionen insgesamt zurückgegangen sind, „sie sind aber weniger stark angestiegen“.

Leitautor Nicolas Koch vom PIK urteilt: „Unsere Ergebnisse verdeutlichen: Viel hilft nicht automatisch viel, es kommt vielmehr auf den richtigen Mix der Maßnahmen an.“ Sein Co-Autor Schwarz nennt das Beispiel Strommarkt in Großbritannien: „Der CO₂-Preis allein hätte wohl kaum zur Dekarbonisierung geführt.“ Mittlerweile gibt es auch in Deutschland einen solchen Preis für Kohlendioxid, trotzdem kamen im ersten Halbjahr dieses

Jahres noch 23 Prozent des deutschen Stroms aus Kohle. „Erst die zusätzliche Verteuerung fossiler Brennstoffe führte in Großbritannien zu Klimaschutz“, sagt der Forscher. Er rät der Bundesregierung, dem Beispiel zu folgen – falls es Deutschland ernst meint mit dem Klimaschutz. „Klar ist, dass dafür die Dekarbonisierung des Stromsektors entscheidend ist, weil viele andere Bereiche ihren Energiebezug auf Strom umstellen werden.“

1.500 Politikmaßnahmen, von denen lediglich 189 die Emissionen tatsächlich gesenkt haben – ein ernüchterndes Ergebnis? „Natürlich hätten wir uns mehr gewünscht“, sagt Moritz Schwarz. Die Forscher:innen würden aber nicht urteilen, dass 1.311 Maßnahmen keinen Erfolg gehabt hätten. „Wir sagen: Bei 189 Maßnahmen konnten wir eine direkte Reduktion feststellen.“ Faktoren wie Wirtschaftswachstum oder Bevölkerungsentwicklung berücksichtigt die Studie, als Bilanzzeitraum wurde die Politik der Jahre 1998 bis 2022 betrachtet. In den 1.500 politischen Maßnahmen sind beispielsweise energetische Bauvorschriften, Kaufprämien für klimafreundliche Produkte oder die Einführung von Grenzwerten enthalten.

„Klimaschutz kann nur gelingen, wenn die Politik die Bevölkerung mitnimmt“, sagt Moritz Schwarz. Natürlich müssten soziale Härtefälle durch eine sinnvolle Förderpolitik flankiert werden, beispielsweise beim Austausch von fossilen Heizungen. Leitautorin Annika Stechemesser vom PIK erklärt: „Wir gewinnen aus unseren Erfolgsfällen systematische Erkenntnisse darüber, welche Maßnahmen sich gut ergänzen.“ Es wäre zu wünschen, dass die Politiker sich von den Forschenden diese Erkenntnisse mal erläutern lassen würden.

meinung + diskussion 12

taz lage

Junge, gute Spieler gesucht

Wie ist die Lage? Nun, für den taz Panter FC in seiner jetzt auch schon sechsten Saison ist sie so schlecht wie seit der Premiersaison nicht mehr. 8 Spiele, 8 Niederlagen, 0 Punkte. Woran liegt's? An der zuweilen mutlosen Taktik des Trainers? An den vielen Stockfehlern im Aufbau und der recht hohen Eigentorquote der Verteidigung? Oder eher am Verletzungspech, der tatsächlich gestandene Spieler wie Rank seit Langem außer Gefecht setzt und gute Zukäufe immer wieder in die Reha treibt?

Nehmen wir das Spiel vom Montag. Ein warmer Sommerabend, ideale Voraussetzungen für einen Fußballabend, aber ideale Voraussetzungen sind bekanntlich der Feind für unsere Medienzweitligisten. Sie spielen wie alle Underdogs am besten, wenn es fies kalt ist, in Strömen regnet oder Schnee lustig im Flutlicht tanzt. Am Montag fehlte sogar der Schiedsrichter, der die wackere Truppe oft genug verpfiffen hat. Die Mannschaft ist in der Besetzung zum ersten Mal auf dem Platz, dafür sind einige Routiniers dabei, und es läuft lange überraschend gut. Der Schriftführer selbst hat die Chance zum Führungstreffer nach formidabler Flanke aus der Wochentaz, allein: Irgendwann kommt der Abwehrfehler, zur Halbzeit taucht der Schiedsrichter auf, und die überhergeizigen Absteiger aus der Medienliga 1 machen in der 2. Halbzeit noch 5 Dinger. Was soll da nur werden! Vielleicht gibt der Spielermarkt was her?

René Hamann

Positivbeispiel ist die LKW-Maut in Deutschland
Foto: Paul Langrock



Aus Potsdam
Frederik Eikmanns
 und **Julia Hubernagel**

Es ist kein einfacher Termin, den Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier in Potsdam vor sich hat. Zur Eröffnung der wiederaufgebauten Garnisonkirche sprechen, eines Gebäudes also, das weithin als Symbol für die schlimmste Zeit der deutschen Geschichte gilt. Steinmeier aber hat die Schirmherrschaft für den umstrittenen Bau übernommen, und so ist er an diesem Donnerstag die paar Kilometer aus Berlin gekommen, um im Kirchturm die Festrede zu halten.

Von einem „guten Anfang auf altem Grund“ spricht Steinmeier in der Kapelle und von einer barocken Fassade, die „mit viel Geschichte beladen“ sei. „Gerade hier werden wir schnell auf schmerzhaft, unheilvolle Teile unserer Vergangenheit stoßen.“

Tatsächlich muss man die positiven Stellen in der Geschichte der Kirche mit der Lupe suchen. Von Anfang an Ausdruck der engen Verbindung von aggressivem Nationalismus, Militarismus und der evangelischen Kirche in Preußen, wurde der Bau 1933 zur Bühne für den symbolischen Handschlag von Reichspräsident Paul von Hindenburg und Reichskanzler Adolf Hitler. Im Krieg schwer beschädigt, ließ die DDR die Ruine schließlich sprengen. Die Initiative für den Wiederaufbau kam ab den 80er Jahren zunächst aus rechten Kreisen. Nun, über 30 Jahre später, also die Eröffnung des Turms.

Dass es bis heute viele in Potsdam gibt, die den Wiederaufbau ablehnen, merkt man auch am Donnerstag. Einige hundert Demonstrant*innen haben sich vor dem Kirchturm versammelt. In den ersten Minuten von Steinmeiers Rede dringen ihre Sprechchöre sogar durch die dicken Mauern in die Kapelle.

Steinmeier hält ihnen entgegen: „Ein Ort, der nicht mehr da ist, würde das kritische Erinnern nicht leichter machen.“ Gleichzeitig sagt er auch: „Die Debatte um die Garnisonkirche ist Ausweis eines kritischen Geschichtsbewusstseins.“ Zeitweise wirkt es so, als wäre er den Protestierenden fast dankbar.

Auch die anderen Redner*innen, wie Bischof Christian Stäblein und Potsdams Oberbürgermeister Mike Schubert (SPD), geben sich sichtlich Mühe, Position gegen Militarismus, Nationalismus und Geschichtsrevisionismus zu beziehen. Stäblein will den Turm als „Ort der



Die Initiative „Für ein Potsdam ohne Garnisonkirche“ sieht in dem Bau ein „Wahrzeichen des Terrors“ Foto: Eberhard Thonfeld/imagio

Turmbau zu Potsdam

Nach jahrzehntelangem Streit eröffnet Bundespräsident Steinmeier den Turm der Garnisonkirche.

Das Symbol für die NS-Machtübernahme soll nun für Versöhnung und Frieden stehen. Nicht alle sind überzeugt

Wachsamkeit“ gegen rechte Ideen begriffen wissen. An der Decke hängen Origami-Tauben, und eine Gruppe Schüler*innen trägt eine Performance vor mit dem Titel „Frieden ist...“

Dieser Botschaft gegenüber steht ein Teil der Menschen auf der Gästeliste. In der Kapelle sitzt neben Polit- und Kirchenprominenz auch der umstrittene Georg Friedrich Ferdinand Prinz von Preußen, direkter Nachfahre von Kaiser Wilhelm II. Bis März 2023 versuchte er, die durchaus bedeutende Rolle seiner Familie, der Hohenzollern, beim Aufstieg der Nazis zu beschönigen, um enteignete Besitztümer zurückzubekommen.

Im Kirchturm ist zwischen Kapelle und Aussichtsplattform auch eine Ausstellung untergebracht. Nach allen Regeln der Kunst moderner Museumspädagogik wird auf der dritten Etage der historische Kontext der Garnisonkirche dargestellt. Ein touristischer Hotspot war die Kirche im 19. Jahrhundert, erfährt

man. Besucher:innen strömten in die Kirche, vor allem, um die sterblichen Überreste des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., der den Bau der Kirche einst in Auftrag gab, und dessen Sohns, Friedrich II. („der Große“), in Augenschein zu nehmen, die in der Gruft begraben lagen. „Für deutsche Nationalpatrioten ist der Besuch vor diesem Hintergrund nahezu obligatorisch“, heißt es in der Ausstellung, schon weit vor der NS-Zeit.

So wird ersichtlich, wie sich preußischer Militarismus und Christentum miteinander verbunden. Immer wieder nimmt die Ausstellung auf die deutsche Kirchengeschichte Bezug, erklärt detailliert die Rivalität zwischen der „Bekennenden Kirche“ und den „Deutschen Christen“, die sich positiv auf den Nationalsozialismus bezogen, und spart auch die Umweltbewegung in der DDR nicht aus – zwei Aspekte, die freilich nur bedingt mit der Garnisonkirche in Zusammenhang stehen.

Es dauert eine Weile, bis die NS-Zeit und der folgenschwere „Tag von Potsdam“ 1933 behandelt werden. Ein alter RBB-Beitrag verdeutlicht die Bedeutung des Handschlags zwischen Hitler und von Hindenburg, zitiert Letzteren, der sich wünscht, der Geist der alten preußischen

„Meine Hoffnung ist, dass es ein Insolvenzprojekt wird“

Ein Demonstrant

Ruhmesstätte möge auch „das heutige Geschlecht beleben“. Im Überblickstext eingangs der Ausstellung fehlt der Hinweis auf die zwölf NS-Jahre zwischen Preußenreich und der Sprengung der Kirche durch die DDR-Regierung 1968.

Die ist im letzten Ausstellungsraum ausführlich Thema,

bevor es an den Wiederaufbau geht. Dass der durchaus umstritten ist, lässt sich an den Infotafeln an der Wand nachlesen. Ein Zitat des Historikers Martin Sabrow, wonach Befürworter:innen und Gegner:innen des Wiederaufbaus mehr vereint als trennt – beide würden sich „aus Furcht vor der Zukunft an das, was gewesen ist“, klammern – unterstreicht den Anspruch von Kurator Jürgen Reiche, sich nicht von einer Seite vereinnahmen zu lassen. Dem Zitat Sabrows ist eins von Oberstleutnant a. D. Max Klaar zur Seite gestellt, der den Wiederaufbau einst angestoßen hatte. Dass es sich bei Klaar um einen Rechtsradikalen handelt, ist auf den ersten Blick allerdings nicht ersichtlich.

Wer sich für Feinheiten interessiert, kann in einem Ordner mit Zeitungsartikelblättern. Die skandalträchtige Aufstellung des Glockenspiels findet immerhin noch Platz auf der Wand, bevor die letzte Tafel der

Ausstellung die Wichtigkeit der Bundeswehr in Zeiten aktueller Bedrohungslagen würdigt.

Dass die heutigen Militärs nach wie vor an der Garnisonkirche interessiert sind, zeigt sich am Donnerstag deutlich. Zwischen dem Dunkelblau der vielen Anzüge sticht im Publikum immer wieder das Feldgrau der Bundeswehr-Paradeuniformen durch.

Als Anzugträger, Militärs und schließlich auch Steinmeier aus dem Turm treten, schreien ein paar Gegendemonstrant*innen der Initiative „Für ein Potsdam ohne Garnisonkirche“ ihm und seiner Entourage „Heuchler“ entgegen und: „Schämt euch“. Der taz sagt eine von ihnen: „Ich verstehe nicht, woran man hier positiv erinnern will“, die Kirche sei immer nur dazu da gewesen, „Soldaten auf den Krieg vorzubereiten“. Und ein Mann mit schwarzem Pulli neben ihr meint mit Blick auf den Turm: „Meine Hoffnung ist, dass es ein Insolvenzprojekt wird.“

garnisonkirche

Chronik eines Wiederaufbaus

Auf Initiative eines Rechtsradikalen ist der Turm der Garnisonkirche wiederaufgebaut worden. Gelder kamen von der Kirche und vielen Unterstützer:innen

Von **Julia Hubernagel**

Sie stand schon eine ganze Weile, die Garnisonkirche von Potsdam, 1730 im Auftrag des preußischen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I. erbaut, als sich auf ihrem Vorplatz zwei Männer die Hände reichten und damit die Geschichte Deutschlands nachhaltig veränderten. Adolf Hitler und Paul von Hindenburg besiegelten am 21. März 1933, dem „Tag von Potsdam“, die Machtübernahme der Nationalsozialisten. Das Foto, aufgenommen vor der Garnisonkirche, in dem der feierliche Staatsakt stattfand, ging um die Welt. Und erklärt, warum Kritiker:innen des Wiederaufbaus in der Kirche ein Symbol für Rechtsradikalismus und preußischen Militarismus sehen.

Ihr Ende fanden Garnisonkirche wie Nationalsozialisten 1945. Der Kirchturm fing Feuer, als britische Flieger die Stadt bombardierten, ein Blindgänger

explodierte im Kircheninneren. Im ruinösen Zustand verblieb die Kirche bis 1968. Da hatte die SED-Regierung die Sprengung der Kirchenreste beschlossen. Auf dem Gelände wurde schließlich das Rechenzentrum Potsdam errichtet, das bis heute dort steht.

Die Besucherterrasse hat der Potsdamer und Quizmaster Günther Jauch gespendet

Es gab noch zwei Deutschlands, als die Idee des Wiederaufbaus der Garnisonkirche erstmalig aufkam. Von westdeutscher Seite wohlgeachtet, es war der Bundeswehroffizier Max Klaar, der schon 1984 mittels Spenden das Potsdamer Glockenspiel rekonstruieren ließ. Einschließlich der Widmungen

für die deutschen Ostgebiete jenseits der Oder-Neiße-Grenze. Seit 1991 steht das Glockenspiel nahe seiner ehemaligen Wirkungsstätte, allerdings darf es seit fünf Jahren nicht mehr erklingen. Ein Gutachten hatte die militaristischen Inschriften als „unzumutbar“ ausgewiesen. Dabei waren einige der Gravierungen bereits vor Aufstellung entfernt worden. Das „suum cuique“, zu Deutsch „Jedem das Seine“, ist weiterhin sichtbar.

Doch Klaar dachte ohnehin größer, hatte von Anfang an den Wiederaufbau der gesamten Kirche im Sinn. Es fanden sich so einige Unterstützer:innen des Vorhabens, 2004 traten sie mit dem „Ruf aus Potsdam“ an die Öffentlichkeit. Angela Merkel und die verstorbene britische Königin Elisabeth II. spendeten Ziegelsteine. Klaar, seit einigen Jahren Vorsitzender des rechtsextremen Verbands deutscher Soldaten, zog sich aus dem Projekt Wiederaufbau zwar zurück,

doch der Stein war ins Rollen gebracht. Die evangelische Kirche war ins Boot geholt worden, 2013 stufte der damalige Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien Bernd Neumann (CDU) die Garnisonkirche als national bedeutendes Kulturdenkmal ein. Der Bund finanzierte den Wiederaufbau schließlich mit, und das nicht zu knapp.

Allein durch Spenden, das wurde nach und nach klar, ließ sich das Projekt nämlich nicht finanzieren. Dabei hatte Neumanns Nachfolgerin, Kulturstatsministerin Monika Grütters, noch erklärt, die öffentlichen Mittel sollten lediglich als Anreiz für potenzielle Spender wirken. Der weitaus größere Teil der Kosten solle aus privaten Mitteln aufgebracht werden, sagte die CDU-Politikerin 2014, drei Jahre vor Baubeginn. Die auf 42 Millionen Euro angestiegenen Baukosten trug mit 25 Millionen mehr als zur Hälfte schließlich der Bund, 5 Millionen gab die evan-

gelische Kirche als Darlehen dazu. Zur Fertigstellung des Turms fehlen noch 5 Millionen Euro an Spenden. Immerhin, die Besucherterrasse hat Quizmaster Günther Jauch gespendet, der als Potsdamer den Wiederaufbau schon lange unterstützt. Die Kapelle der Kirche wurde in diesem Frühjahr bereits mit einem Gottesdienst eingeweiht.

Einen „barocken Skyscraper“ nannte der Spiegel den wiederaufgebauten Kirchturm kürzlich. Und wirklich steht der Turm – noch ohne Turmhaube, die erst 2025 aufgesetzt werden soll – etwas fremd an der Breiten Straße in Potsdam. So einige Befürworter:innen der Rekonstruktion träumen daher vom Wiederaufbau des Kirchenschiffs. Dabei ist nicht nur die Finanzierung ungewiss. Dem Gebäudeteil müsste zudem das Rechenzentrum weichen, das seit Jahren als Kunst- und Kreativhaus genutzt wird. Nur noch bis 2026 ist dessen Erhalt gesichert.

Italien, China,
USA: Aus der
ganzen Welt
kommen heute
Menschen
nach Flåm
Foto: Glyn
Genin/Alamy/
mauritus
images



Als ich aus dem Zug steige und mich umdrehe, sehe ich sie sofort. Hinter mir ragt eine Bergwand hoch, sehr nah und sehr steil, von dem Anblick wird mir schwindelig. Meine erste Begegnung mit Flåm, Sommer 1993. Ich bin zum Arbeiten hergekommen. Für den kleinen Ort am Aurlandsfjord in Norwegen hatte, noch ziemlich bescheiden, eine neue Ära angefangen. Die Flåmbahn würde am Ende jenes Jahres 380.000 Reisende transportiert haben, ein ziemlicher Anstieg gegenüber den 200.000, die davor jahrelang üblich waren.

Wir wohnten im ehemaligen Bahnhof und verkauften Souvenirs im ehemaligen Supermarkt. Dass beide Gebäude gerade erst ausgemustert worden waren, weil sich der Ort weiterentwickelte, ließ meine vier Kolleginnen und mich weder über seine Geschichte noch seine Zukunft grübeln. Wir waren hier, weil es ein cooler Sommerjob war und weil wir mit nützlichen Sprachkenntnissen punkten konnten. Deutsch stand schon längst weit oben auf der Prioritätenliste norwegischer Souvenirshop-Inhaber.

Mehr als 30 Jahre später komme ich zurück nach Flåm. Diesmal nähere ich mich vom Wasser aus. Ich gleite auf einem emissionsfreien Elektrokatamaran durch die immer noch schwindelerregend schöne Landschaft. Nicht nur dieses futuristische Schiff hätte ich mir nicht ausmalen können. „Disneyland?“, hatte ich mir notiert, als ich hörte, es gebe jetzt eine Showeinlage beim schönsten der Wasserfälle. Und „Overtourism?“, als ich las, dass die Flåmbahn auf ihrem verrückten Kletterkurs, den Berg rauf und runter, inzwischen rund eine Million Menschen im Jahr transportiert.

Ich will sehen, was das bedeutet. Zum Übernachten finde ich nichts mehr unter 300 Euro, da hätte ich wohl früher aufstehen müssen. Es wird eine Tagesreise, die älteste im Angebot: „Norway in a Nutshell“. Die Essenz Norwegens zu erleben, das ist seit 1976 das Versprechen. Der Anbieter stellt Tickets und Reisedaten zusammen, fahren muss man dann schon allein. Zug, Bus, Schiff, Zug, Zug. Von Bergen rein in die Fjorde, hoch ins Gebirge und von da wieder zurück in die Stadt.

Der Bus, Abschnitt zwei des Tages, macht einen Zwischenstopp. Auf Geheiß des Busfahrers stürmen die Passagiere durch eine Hotelloobby und auf der anderen Seite wieder raus – da ist sie, die Aussicht. Fjord von oben! Fotos! Man darf noch aufs Klo gehen, dann ab zurück in den Bus. Die Frau an der Rezeption des Stalheim Hotels lacht, als ich sie frage, ob ihr das absurd vorkomme: Ach nein, die Busse kämen nur ein paar Mal am Tag, danach sei es ja sofort wieder ruhig. Es gehöre zu ihrem Sommer.

Umsteigen in Gudvangen, hier liegt sie, die „Future of the Fjords“, so betont futuristisch mit ihren spitz zulaufenden, verdunkelten Fensterreihen und den schräg verlaufenden Gangwegen. Die Zukunft der Fjorde – der Name des Schiffs ist Programm, Marketing und Wunschdenken in einem. Es ist der ganze Stolz der Betreiber The Fjords. Die gehören zum Konzern Norway's Best und der schwebt hier über so ziemlich allem, was Tourismus berührt. So viel ist seit 1998 passiert, als lokale Akteure, darunter die Kommune selbst, die Flåmbahn übernahmen und ernst machten mit dem Tourismus. Ihre Hauptattraktion wäre sonst wohl den Sparplänen der Norwegischen Bahngesellschaft zum Opfer gefallen.

Nach einer halben Stunde auf dem Wasser dämmert mir, dass ich gerade eine gute Seite der ganzen Entwicklung erlebe: Es ist ja so still hier! Es rumpelt nicht, brummt nicht, raucht und tutet nicht und, wahrscheinlich vom Schiff angesteckt: Niemand spricht laut. Wie angenehm das Reisen ist, wenn außer vereinzelten Möwenrufen nichts zu hören ist.

So nachhaltig wie möglich – die Anreise der vorwiegend internationalen Passagiere mal wegfan-

Kreuzfahrtschiffe am Aurlandsfjord

Vor mehr als 30 Jahren arbeitete unsere Au Sommer lang als Souvenirverkäuferin in der norwegischen Gemeinde Flåm. Heute keh um herauszufinden, was der Massentouris dem kleinen Ort und seinen Attraktionen g

Aus Flåm **Anne Diekhoff**

tasiert – gleiten wir also über dieses tiefe, tiefe Wasser. Vorbei an ein paar kleinen Dörfern und einzelnen Höfen und fest umschlossen von hoch aufragenden Bergwänden. Der Nærøyfjord steht seit 2005 auf der Unesco-Liste des Welterbes. Dafür reicht Schönheit allein nicht, weitestgehend unberührt muss sie sein. Im durchtunnelten Norwegen keine Selbstverständlichkeit, aber hier ist immer noch nicht jeder Ort mit dem Auto erreichbar.

Ich habe dieses Schiff vorschnell als angeberisch abgetan. Das Design schafft Platz – 400 Passagiere haben genug Auslauf, es gibt kein Gedrängel um die beste Aussicht, keine engen Gänge und nicht mal Schlangen vor der Toilette. Die Erforschung des Overtourismus wird ausgesetzt wegen: ist nicht.

Dabei hilft auch der Ort selbst. Die Natur ist hier so viel größer als die Menschen, es müsste schon einiges passieren, bevor einem das verleidet wird. Norwegen kann das besonders gut: Man fühlt sich klein und genießt es auch noch. Perspektiven gerade zu rücken ist eine klassische Fjordaufgabe.

Ich schaue und schaue – und irgendwann erkenne ich tatsächlich einen Berggipfel wieder. Gleich sind wir da! Ab jetzt gucke ich nur noch nach vorne. Bis ich den Eindruck habe, dass das Schiff sich gar nicht bewegt, sondern nur das Bild vor uns näher heranzoomt: Flåm, wie es daliegt am Ende des Aurlandsfjords. Aber je größer das Bild wird, desto weniger erkenne ich. Es wird von einem riesigen Kreuzfahrtschiff überschattet.

Ich wusste, dass sie da sind, aber es ist doch etwas anderes, sie tatsächlich zu sehen. Früher blie-

ben die Riesendinger im großen Sognefjord liegen, ausflugswillige Passagiere tuckerten auf kleineren Schiffen hierher. Das zu ändern war eine Bedingung der Norwegischen Bahngesellschaft bei der Übernahme der Flåmbahn und die erste große Maßnahme der Gemeinde Aurland. Die Mutterschiffe bis hierher kommen zu lassen, sollte mehr Passagiere und also mehr Geld für Ausflugsanbieter, Bahn und Handel bringen. 1999 wurde der Cruisekei fertig.

„Disneyland?“, hatte ich mir notiert, als ich hörte, es gebe jetzt eine Showeinlage beim schönsten der Wasserfälle

Der Katamaran unter mir gleitet nun fast zierlich wirkend am Kreuzfahrtriesen vorbei. Und ich sehe dahinter, in der bunten Masse aus Gebäuden, Fahrzeugen und Menschen, auf die wir zu steuern, etwas Vertrautes: den alten Bahnhof, in dem ich vor 31 Jahren gewohnt habe. „Flåmsbana Museet“ steht groß dran. Meine Saisonarbeiterinnen-WG ist ein Museum geworden.

Ich gehe an Land und weiß schon: Schluss mit dem angenehmen Reisen, hier ist es genau so, wie

ich es befürchtet hatte. Ich brauche Kaffee. Gehe zuerst an dem Gebäude vorbei, das 1993 neu und alleine dort stand, jetzt ist es von vielen noch viel neueren eingerahmt. An der Seite hinter einer Absperrung steht eine Bank, darauf ein Schild: nur für Personal. Die brauchen hier jetzt offenbar kleine Schutzräume. Ich gehe weiter, links stehen fünf Reisebusse geparkt, rechts sehe ich eine Art Foodcourt, Buden aufgereiht mit angeblich lokalem Essen, dazwischen Stände mit angeblich lokalem Handwerksschnickschnack, Menschenmassen schieben sich hindurch. Ich schiebe hinterher, aber es ist mir zu viel, schnell wieder raus auf der anderen Seite.

Ich passiere weitere Gebäude mit Restaurants und Imbissen, auf dem Parkplatz Autos über Autos. Meinen Kaffee kaufe ich am Ende entnervt bei der Flåm Bakery, weil die Schlange sich da am schnellsten zu bewegen schien. Die Bedienung spricht nur Englisch.

Mit dem Becher in der Hand gehe ich am Kai entlang, Fahrradverleih reiht sich an Schnellboot-Ausflugs-Bude und Souvenirstand. Aber der alte Picknicktisch da, etwas abseits und ganz frei, der kommt mir bekannt vor. Wie in jedem Touristenhotspot entkommt man dem Schlimmsten nach ein paar Metern Fußweg.

Da vorne habe ich gearbeitet. „Flåm Sweater Shop“ steht jetzt darüber, neuer Name, selbes Thema.

Wir wussten, wann die Züge der Flåmbahn ankamen, dann standen wir im Laden parat und sahen sie kommen. Hunderte Menschen, die gleichzeitig ausschärmten und von denen ein guter



Anders, 17 Jahre alt, jobbt in den Schulferien im Tourismus
Foto: Anne Diekhoff



und August. Und was passierte, als wegen Corona plötzlich alles stillstand? Die Arbeitslosigkeit stieg von 0 auf 25 Prozent, war statt der niedrigsten plötzlich die höchste im Land.

Die Menschen hier sind davon abhängig, dass es läuft.

Ich gehe rüber in den Laden, den ich früher nur in unserer kitschigen Arbeitsuniform betreten habe. Sie ähnelte bewusst den norwegischen Trachten. Einmal war eine Amerikanerin sehr enttäuscht, als sie hörte, dass ich gar kein Bauernmädchen von einem der einsam gelegenen Höfe oben am Berghang bin, sondern eine Abiturientin aus Deutschland. Weil ich ihre Frage ehrlich beantwortete, bekam sie aus Versehen einen Blick in das Spiel, das gespielt wird: Warum wollte sie denn, dass ich ein Bauernmädchen aus den Bergen bin? Warum hatte ich eine Uniform an, die genau das suggerieren sollte? Menschen haben Vorstellungen von Orten, die sie besuchen, und damit lassen sich Geschäfte machen. Ach, Menschen.

Es dominieren auch 2024 noch Strickpullover und Trollfiguren im Souvenirladen. Gerade ist nicht viel los, ich spreche eine der Verkäuferinnen an. Sie erzählt gerne, in fast perfektem Norwegisch: Dieser Laden gehöre heute zu einem von dreien, insgesamt seien sie 50 Saisonkräfte. Sie selbst sei aus Spanien und schon den vierten Sommer dabei, und sie finde es super. Ich kann sie verstehen, es ist eine intensive Arbeit in einer eigenen kleinen Blase. Aber als Zuschauerin macht mich das heute alles sehr müde.

Ich habe nur noch eine Stunde, bis der Zug mich den Berg hochfährt, ich will schnell noch den Hügel raufgehen wie damals nach der Arbeit. Kein freier Feldweg mehr, sondern eingezäunte Spazierwege mit Hinweisschildern. Eine französische Familie pflückt am Wegrand Himbeeren, ein Pärchen kommt mir Hand in Hand entgegen, dann bin ich allein. Immer noch schön hier, trotz des Kreuzfahrtschiffs im Panorama. Mit ein bisschen Abstand geht's.

Auf dem Rückweg komme ich an einem hübschen Café vorbei. Hier arbeitet Anders und siehe da: ein Einheimischer. Davon gibt es nicht so viele, in Fläm selbst nur ein paar Hundert, Tendenz sinkend. „Ich bin hier aufgewachsen“, sagt Anders, es klingt durchaus stolz. Er ist 17, im Tourismus arbeite er schon seit Jahren. Dieser Job, im noch ganz neuen Café Bakkastova, gefällt ihm bisher am besten. „Weil das Café authentisch norwegisch ist“, sagt er. Seine Mutter leite übrigens die Rezeption dort im Hotel.

Ob es ihnen nicht manchmal zu viel werde, frage ich ihn, die ganzen Leute hier. „Vor ein paar Jahren dachte ich das mal, da wollte ich mit dem Fahrrad durchs Zentrum fahren und kam nicht durch.“ Seitdem habe die Gemeinde das mit den Kreuzfahrtschiffen aber besser reguliert, sagt er, es sei okay jetzt.

Laut einer Befragung von 2019 findet rund die Hälfte der Einwohner der 14 meistbesuchten norwegischen Reiseziele, bei ihnen seien „passend viele“ Gäste. Die andere Hälfte antwortete es seien „zeitweise zu viele“. In Fläm jemanden zu finden, der offen darüber spricht, dass alles zu viel ist, ist

nicht leicht. Man handele sich Ärger ein in der Gemeinde, höre ich später von einem Einheimischen am Telefon. Er hasst die Kreuzfahrtschiffe, es regt ihn alles auf, aber er will damit nicht zitiert werden. Immerhin, sagt er, sie stinken nicht mehr so wie früher.

Warum ist das eigentlich so eskaliert? Ach, wer wundert sich schon. Alles muss ständig wachsen und mehr werden, und Menschen machen, wozu sie Lust haben, wenn sie niemand daran hindert. Wer wollte es ihnen verübeln? Im Zeitalter von Bucketlists, Vanlife und Travel Content wird die Sehnsucht, bestimmte Orte mit eigenen Augen gesehen zu haben, in den sozialen Medien zusätzlich dauergefüttert. Und wenn niemand Grenzen setzt, wird es wohl einfach immer weiter eskalieren. In Norwegen wird im Regierungsauftrag an Ideen gearbeitet, wie man Reisende animiert, sich etwas mehr im Land und über das Jahr zu verteilen, mit neuen Angeboten für weniger bekannte Gegenden, zum Beispiel.

Und es werden auch Grenzen gesetzt – Fläm etwa hat die zulässige Stickstoffausstoßmenge für Kreuzfahrtschiffe gesenkt, wie Hafendirektor Tor Mikkel Tokvam berichtet. Aber die Grenzen, die die Regierung in Oslo setzen will, kommen hier

In Norwegen wird an Ideen gearbeitet, wie man Reisende animiert, sich etwas mehr im Land und über das Jahr zu verteilen

überhaupt nicht gut an. Seit Jahren kämpft die Gemeinde gegen die geplante Vorgabe an, nach der schon ab 2026 nur noch emissionsfreie Kreuzfahrtschiffe in die UNESCO-Fjorde fahren sollen. Die Kommune befürchtet große wirtschaftliche Schäden.

Was die Gemeinde vor allem fordert: Geld für die seit Jahren geplante Landstromanlage am Hafen. Damit sollen hier liegende Schiffe mit Ökostrom versorgt werden, die dann ihre Dieseldiesengeneratoren ausstellen könnten. „Die Anlage wäre eigentlich schon fertig“, schreibt Hafendirektor Tor Mikkel Tokvam der taz. Aber eigenhändig 100 Millionen Kronen zu investieren, und dann bricht ihnen wegen der Regel aus Oslo der Kreuzfahrttourismus weg – das gehe nicht.

Als ich mich vom Café Bakkastova verabschiede, ruft Anders noch hinterher: „Auf die rechte Seite setzen! Aber das weißt du vielleicht noch.“ Nein, ich hatte es vergessen, danke, Anders. Der Zug fährt den längsten Teil seiner 20 Kilometer mit der besten Aussicht rechts. Im ersten Wagen finde ich einen freien Fensterplatz. Plötzlich habe ich die Stimme des Schaffners von damals im Kopf, sein Englisch mit norwegischem Akzent. Heute

hängen hier, wie es überall auf der Welt wäre, Bildschirme, und es laufen Durchsagen vom Band. Die Stimme spricht Englisch, Chinesisch und Deutsch.

Der Zug ist voll bis oben hin, es werden sehr viele Sprachen gesprochen. Deutsch, Chinesisch, südasianische Sprachen, die ich nicht erkennen kann, Schwedisch, Italienisch und amerikanisches Englisch. Und manchmal sogar Norwegisch. Mit all diesen Leuten tuckert die Bahn erst das langgezogene Tal mit dem Fluss entlang, stetig bergauf, es kommt der erste Tunnel. Dann die Aussicht auf die Bergwand mit Tunneln auf mehreren Etagen, auf den alten Zickzackwegen der Bahnarbeiter, an die das Design der „Future of the Fjords“ heute erinnern soll.

Ich bin schon ganz aufgeregt, jetzt kommt der Kjosfossen. „You may step out and use your cameras“: Das war 1993 die Ansage des Schaffners. Der Wasserfall war schon immer eine Sehenswürdigkeit. Aber jetzt: Statt Bahnsteig eine riesige Terrasse. Hunderte Menschen sind aus dem Zug gestiegen und halten ihre Handys in die Höhe. Ich stelle mir vor, wie der Kjosfossen sich kaputtflacht über den Anblick. Statt Gelächter ertönt aber Musik, und weiter oben springt eine Gestalt in Rot, mit langer Blondhaarperücke: tatsächlich, eine Showeinlage! Deswegen hatte die Stimme im Zug vorhin was von den Huldras erzählt, den mythischen Wesen, die Männer in den Berg locken.

Es ist so absurd, dass es eigentlich nicht ernst gemeint sein kann. Weswegen es die Leute amüsiert, weswegen sie gut gelaunt weiterfahren. Interessanter Effekt. Ich wäre trotzdem dafür, die Leute fünf Minuten ohne zusätzliche Action vor dem Kjosfossen stehen zu lassen.

Ein paar Tunnel noch, darunter der sehr besondere mit 180-Grad-Kurve, dann sind wir oben. In Myrdal, 866 Meter über dem Meer. In anderthalb Stunden erst kommt der Zug zurück nach Bergen hier vorbei. Ich bin so müde, wie es nur eine mit Eindrücken überfütterte Touristin sein kann.

Später schreibe ich Tor Mikkel Tokvam, dem Hafendirektor: Was denkt er, haben sie alles unter Kontrolle? Er nennt es eine kurze Spitze, wenn 500 Leute gleichzeitig aus der Bahn steigen und 400 vom Schiff gehen, nach zehn Minuten sei es wieder friedlich. Er räumt aber auch ein, dass das noch nicht alles ist: „Der Umfang an Wohnmobilen und Airbnb wird langsam zur Herausforderung“, sagt er. Er glaube, dass das die kommenden Jahre mehr reguliert werden müsse. „Verstopfte Straßen, wildes Camping und Müll, Wohnsiedlungen, in denen mehrere Häuser nicht von ihren Besitzern bewohnt, sondern vermietet werden – das stört das Wohlbefinden ein bisschen.“ Für einen, der im Zentrum der Entwicklung steht, eine deutliche Aussage.

Fläm ist nur einer von vielen Orten in denen die Tourismus-Eskalation den ursprünglichen Alltag abgeschafft hat. Die geschaffenen Zustände zu managen, darum geht es jetzt. Ich werde irgendwann nachfragen, ob sie am Au=landsfjord wenigstens die Wohnmobile unter Kontrolle gebracht haben. Und ein wenig um die alten Zeiten trauern, deren Ende ich 1993 ahnungslos mit eingeläutet habe.

atorin einen
er
rt sie zurück,
smus mit
gemacht hat

Teil bei uns auftauchen würde. Sie taten, was nur Touristen tun: Sie kauften Trollfiguren und Strickpullover mit Elchmotiv, Briefbeschwerer mit eingraviertem Eisbär und Eierwärmer in Form kleiner Wikinger. Manchmal standen welche bei uns im Wohnzimmer, auf der Suche nach dem Bahnhof. Wir hängten irgendwann ein Schild an die Tür, in vier Sprachen: Dies ist nicht der Bahnhof. Es ist immer noch so, verstehe ich, nur maximal aufgepumpt.

Der Umsatz aus dem Tourismus ist hier zwischen 1998 und 2019 von 80 Millionen Norwegischen Kronen, damals rund 20 Millionen D-Mark, auf fast eine Milliarde Kronen gestiegen, zur Zeit rund 85 Millionen Euro. Das gibt es nicht umsonst. Bei allen Bemühungen, Reisende in allen Jahreszeiten herzulocken: Der Handel in Aurland erwirtschaftet ein Drittel seines Jahresumsatzes im Juli

Morgen in der wochen taz

Friedenslüge
Wie das BSW mit dem Thema Krieg und Frieden vor allem im Osten Wähler*innen für sich gewinnt

Nachwuchsförderung
Was bedeutet es für Körper, Geist und Beziehung, sich in eine Kinderwunschbehandlung zu begeben?

Parklife
Am Ende des Sommers sind alle Stadtparks eher braun statt grün. Aber muss das wirklich so sein?

Am Kiosk oder im Abo • taz.de/wochentaz





Anders, 17 Jahre alt, jobbt in den Schulferien im Tourismus
Foto: Anne Diekhoff



und August. Und was passierte, als wegen Corona plötzlich alles stillstand? Die Arbeitslosigkeit stieg von 0 auf 25 Prozent, war statt der niedrigsten plötzlich die höchste im Land.

Die Menschen hier sind davon abhängig, dass es läuft.

Ich gehe rüber in den Laden, den ich früher nur in unserer kitschigen Arbeitsuniform betreten habe. Sie ähnelte bewusst den norwegischen Trachten. Einmal war eine Amerikanerin sehr enttäuscht, als sie hörte, dass ich gar kein Bauernmädchen von einem der einsam gelegenen Höfe oben am Berghang bin, sondern eine Abiturientin aus Deutschland. Weil ich ihre Frage ehrlich beantwortete, bekam sie aus Versehen einen Blick in das Spiel, das gespielt wird: Warum wollte sie denn, dass ich ein Bauernmädchen aus den Bergen bin? Warum hatte ich eine Uniform an, die genau das suggerieren sollte? Menschen haben Vorstellungen von Orten, die sie besuchen, und damit lassen sich Geschäfte machen. Ach, Menschen.

Es dominieren auch 2024 noch Strickpullover und Trollfiguren im Souvenirladen. Gerade ist nicht viel los, ich spreche eine der Verkäuferinnen an. Sie erzählt gerne, in fast perfektem Norwegisch: Dieser Laden gehöre heute zu einem von dreien, insgesamt seien sie 50 Saisonkräfte. Sie selbst sei aus Spanien und schon den vierten Sommer dabei, und sie finde es super. Ich kann sie verstehen, es ist eine intensive Arbeit in einer eigenen kleinen Blase. Aber als Zuschauerin macht mich das heute alles sehr müde.

Ich habe nur noch eine Stunde, bis der Zug mich den Berg hochfährt, ich will schnell noch den Hügel raufgehen wie damals nach der Arbeit. Kein freier Feldweg mehr, sondern eingezäunte Spazierwege mit Hinweisschildern. Eine französische Familie pflückt am Wegrand Himbeeren, ein Pärchen kommt mir Hand in Hand entgegen, dann bin ich allein. Immer noch schön hier, trotz des Kreuzfahrtschiffs im Panorama. Mit ein bisschen Abstand geht's.

Auf dem Rückweg komme ich an einem hübschen Café vorbei. Hier arbeitet Anders und siehe da: ein Einheimischer. Davon gibt es nicht so viele, in Fläm selbst nur ein paar Hundert, Tendenz sinkend. „Ich bin hier aufgewachsen“, sagt Anders, es klingt durchaus stolz. Er ist 17, im Tourismus arbeite er schon seit Jahren. Dieser Job, im noch ganz neuen Café Bakkastova, gefällt ihm bisher am besten. „Weil das Café authentisch norwegisch ist“, sagt er. Seine Mutter leite übrigens die Rezeption dort im Hotel.

Ob es ihnen nicht manchmal zu viel werde, frage ich ihn, die ganzen Leute hier. „Vor ein paar Jahren dachte ich das mal, da wollte ich mit dem Fahrrad durchs Zentrum fahren und kam nicht durch.“ Seitdem habe die Gemeinde das mit den Kreuzfahrtschiffen aber besser reguliert, sagt er, es sei okay jetzt.

Laut einer Befragung von 2019 findet rund die Hälfte der Einwohner der 14 meistbesuchten norwegischen Reiseziele, bei ihnen seien „passend viele“ Gäste. Die andere Hälfte antwortete es seien „zeitweise zu viele“. In Fläm jemanden zu finden, der offen darüber spricht, dass alles zu viel ist, ist

nicht leicht. Man handele sich Ärger ein in der Gemeinde, höre ich später von einem Einheimischen am Telefon. Er hasst die Kreuzfahrtschiffe, es regt ihn alles auf, aber er will damit nicht zitiert werden. Immerhin, sagt er, sie stinken nicht mehr so wie früher.

Warum ist das eigentlich so eskaliert? Ach, wer wundert sich schon. Alles muss ständig wachsen und mehr werden, und Menschen machen, wozu sie Lust haben, wenn sie niemand daran hindert. Wer wollte es ihnen verübeln? Im Zeitalter von Bucketlists, Vanlife und Travel Content wird die Sehnsucht, bestimmte Orte mit eigenen Augen gesehen zu haben, in den sozialen Medien zusätzlich dauergefüttert. Und wenn niemand Grenzen setzt, wird es wohl einfach immer weiter eskalieren. In Norwegen wird im Regierungsauftrag an Ideen gearbeitet, wie man Reisende animiert, sich etwas mehr im Land und über das Jahr zu verteilen, mit neuen Angeboten für weniger bekannte Gegenden, zum Beispiel.

Und es werden auch Grenzen gesetzt – Fläm etwa hat die zulässige Stickstoffausstoßmenge für Kreuzfahrtschiffe gesenkt, wie Hafendirektor Tor Mikkel Tokvam berichtet. Aber die Grenzen, die die Regierung in Oslo setzen will, kommen hier

In Norwegen wird an Ideen gearbeitet, wie man Reisende animiert, sich etwas mehr im Land und über das Jahr zu verteilen

überhaupt nicht gut an. Seit Jahren kämpft die Gemeinde gegen die geplante Vorgabe an, nach der schon ab 2026 nur noch emissionsfreie Kreuzfahrtschiffe in die UNESCO-Fjorde fahren sollen. Die Kommune befürchtet große wirtschaftliche Schäden.

Was die Gemeinde vor allem fordert: Geld für die seit Jahren geplante Landstromanlage am Hafen. Damit sollen hier liegende Schiffe mit Ökostrom versorgt werden, die dann ihre Dieseldgeneratoren ausstellen könnten. „Die Anlage wäre eigentlich schon fertig“, schreibt Hafendirektor Tor Mikkel Tokvam der taz. Aber eigenhändig 100 Millionen Kronen zu investieren, und dann bricht ihnen wegen der Regel aus Oslo der Kreuzfahrttourismus weg – das gehe nicht.

Als ich mich vom Café Bakkastova verabschiede, ruft Anders noch hinterher: „Auf die rechte Seite setzen! Aber das weißt du vielleicht noch.“ Nein, ich hatte es vergessen, danke, Anders. Der Zug fährt den längsten Teil seiner 20 Kilometer mit der besten Aussicht rechts. Im ersten Wagen finde ich einen freien Fensterplatz. Plötzlich habe ich die Stimme des Schaffners von damals im Kopf, sein Englisch mit norwegischem Akzent. Heute

hängen hier, wie es überall auf der Welt wäre, Bildschirme, und es laufen Durchsagen vom Band. Die Stimme spricht Englisch, Chinesisch und Deutsch.

Der Zug ist voll bis oben hin, es werden sehr viele Sprachen gesprochen. Deutsch, Chinesisch, südasianische Sprachen, die ich nicht erkennen kann, Schwedisch, Italienisch und amerikanisches Englisch. Und manchmal sogar Norwegisch. Mit all diesen Leuten tuckert die Bahn erst das langgezogene Tal mit dem Fluss entlang, stetig bergauf, es kommt der erste Tunnel. Dann die Aussicht auf die Bergwand mit Tunneln auf mehreren Etagen, auf den alten Zickzackwegen der Bahnarbeiter, an die das Design der „Future of the Fjords“ heute erinnern soll.

Ich bin schon ganz aufgeregt, jetzt kommt der Kjosfossen. „You may step out and use your cameras“: Das war 1993 die Ansage des Schaffners. Der Wasserfall war schon immer eine Sehenswürdigkeit. Aber jetzt: Statt Bahnsteig eine riesige Terrasse. Hunderte Menschen sind aus dem Zug gestiegen und halten ihre Handys in die Höhe. Ich stelle mir vor, wie der Kjosfossen sich kaputtflacht über den Anblick. Statt Gelächter ertönt aber Musik, und weiter oben springt eine Gestalt in Rot, mit langer Blondhaarperücke: tatsächlich, eine Showeinlage! Deswegen hatte die Stimme im Zug vorhin was von den Huldras erzählt, den mythischen Wesen, die Männer in den Berg locken.

Es ist so absurd, dass es eigentlich nicht ernst gemeint sein kann. Weswegen es die Leute amüsiert, weswegen sie gut gelaunt weiterfahren. Interessanter Effekt. Ich wäre trotzdem dafür, die Leute fünf Minuten ohne zusätzliche Action vor dem Kjosfossen stehen zu lassen.

Ein paar Tunnel noch, darunter der sehr besondere mit 180-Grad-Kurve, dann sind wir oben. In Myrdal, 866 Meter über dem Meer. In anderthalb Stunden erst kommt der Zug zurück nach Bergen hier vorbei. Ich bin so müde, wie es nur eine mit Eindrücken überfütterte Touristin sein kann.

Später schreibe ich Tor Mikkel Tokvam, dem Hafendirektor: Was denkt er, haben sie alles unter Kontrolle? Er nennt es eine kurze Spitze, wenn 500 Leute gleichzeitig aus der Bahn steigen und 400 vom Schiff gehen, nach zehn Minuten sei es wieder friedlich. Er räumt aber auch ein, dass das noch nicht alles ist: „Der Umfang an Wohnmobilen und Airbnb wird langsam zur Herausforderung“, sagt er. Er glaube, dass das die kommenden Jahre mehr reguliert werden müsse. „Verstopfte Straßen, wildes Camping und Müll, Wohnsiedlungen, in denen mehrere Häuser nicht von ihren Besitzern bewohnt, sondern vermietet werden – das stört das Wohlbefinden ein bisschen.“ Für einen, der im Zentrum der Entwicklung steht, eine deutliche Aussage.

Fläm ist nur einer von vielen Orten in denen die Tourismus-Eskalation den ursprünglichen Alltag abgeschafft hat. Die geschaffenen Zustände zu managen, darum geht es jetzt. Ich werde irgendwann nachfragen, ob sie am Au=landsfjord wenigstens die Wohnmobile unter Kontrolle gebracht haben. Und ein wenig um die alten Zeiten trauern, deren Ende ich 1993 ahnungslos mit eingeläutet habe.

utorin einen
er
rt sie zurück,
smus mit
gemacht hat

Teil bei uns auftauchen würde. Sie taten, was nur Touristen tun: Sie kauften Trollfiguren und Strickpullover mit Elchmotiv, Briefbeschwerer mit eingraviertem Eisbär und Eierwärmer in Form kleiner Wikinger. Manchmal standen welche bei uns im Wohnzimmer, auf der Suche nach dem Bahnhof. Wir hängten irgendwann ein Schild an die Tür, in vier Sprachen: Dies ist nicht der Bahnhof. Es ist immer noch so, verstehe ich, nur maximal aufgepumpt.

Der Umsatz aus dem Tourismus ist hier zwischen 1998 und 2019 von 80 Millionen Norwegischen Kronen, damals rund 20 Millionen D-Mark, auf fast eine Milliarde Kronen gestiegen, zur Zeit rund 85 Millionen Euro. Das gibt es nicht umsonst. Bei allen Bemühungen, Reisende in allen Jahreszeiten herzulocken: Der Handel in Aurland erwirtschaftet ein Drittel seines Jahresumsatzes im Juli

Morgen in der wochen taz

Am Kiosk oder im Abo • taz.de/wochentaz

Friedenslüge

Wie das BSW mit dem Thema Krieg und Frieden vor allem im Osten Wähler*innen für sich gewinnt

Nachwuchsförderung

Was bedeutet es für Körper, Geist und Beziehung, sich in eine Kinderwunschbehandlung zu begeben?

Parklife

Am Ende des Sommers sind alle Stadtparks eher braun statt grün. Aber muss das wirklich so sein?



Eizellspende: FDP gegen Verbot

Im Bundestag soll es einen Vorstoß zur Legalisierung geben. Doch SPD und Grüne zeigen sich irritiert

Von Marie Sophie Hübner

Die Bundestagsabgeordnete Katrin Helling-Plahr (FDP) wirbt dafür, einen fraktionsübergreifenden Antrag für die Legalisierung von Eizellspenden zu erarbeiten. In einer Mail an ihre Kolleg*innen schreibt sie, vielen Paaren mit unerfülltem Kinderwunsch könne „durch eine verantwortungsvoll ausgestaltete Legalisierung der Eizellspende“ geholfen werden.

Bei der in Deutschland bislang verbotenen Eizellspende werden die Eizellen einer Spenderin entnommen, befruchtet und dann einer anderen Person eingesetzt. In Anspruch nehmen das vor allem Frauen, die mit ihren eigenen Eizellen nicht schwanger werden können. Die Ampelkoalition hatte eine Kommission zur reproduktiven Selbstbestimmung eingesetzt, um unter anderem Möglichkeiten zur Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen wie auch von Eizellspenden zu prüfen. Im April stellten sie ihren Abschlussbericht vor, eines der Ergebnisse: Eizellspenden könnten unter engen Voraussetzungen ermöglicht werden.

„Wenn die Kommission sagt, das Gesetz zur Eizellspende sei in seiner jetzigen Form verfassungswidrig, dann hoffe ich doch, dass es eine Debatte und dann auch eine Mehrheit für die Legalisierung im Bundestag geben wird“, sagte Helling-Plahr der taz.

Die frauenpolitische Sprecherin der SPD-Fraktion, Leni Breymaier, sagte der taz allerdings, sie werde sich Henning-Plahrs Initiative nicht anschließen und sehe eine Legalisierung kritisch. „Die Ergebnisse der Kommission liegen seit Mitte April vor und sind noch nicht mal ordentlich diskutiert, weil die FDP dazu keine Lust hatte“, so Breymaier – ein Seitenhieb auf die Verweigerungshaltung der FDP in der Diskussion über eine Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen. Sieh jetzt das eigene Lieblingsthema „rauszupicken“ sei, „um es vorsichtig zu formulieren, merkwürdig“, so Breymaier.

Auch Maria Klein-Schmeink, stellvertretende Fraktionsvorsitzende der Grünen, zeigte sich über den FDP-Vorstoß irritiert und sagte der taz, die Kommission habe ausdrücklich betont, dass es Aufgabe des parlamentarischen Gesetzgebers sei, die individuellen und gesellschaftlichen Auswirkungen sowie widerstreitenden Interessen einzuschätzen, abzuwägen und auf dieser Basis eine begründete Entscheidung zu treffen. „Genau diese fachliche und politische Abwägung dieser sehr komplexen Fragen hat bisher nicht stattgefunden“, so Klein-Schmeink.

Die FDP blockiert bislang die Entkriminalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen, obwohl die Kommission auch hier ein grundsätzliches Verbot als „nicht haltbar“ ansieht. Für Helling-Plahr allerdings sind Abtreibungen ein „inhaltlich komplett getrenntes Thema“. Eine Streichung von Paragraph 218 schließe sie wegen rechtlicher Bedenken aus.

brief des tages

Mitverantwortung des Westens

„Ganz schlicht den Takt vorgeben“, taz vom 6. 8. 24

Ein Aspekt wird im Artikel nicht erwähnt: In Ostdeutschland sind die Vereinbarungen mit Gorbatschow viel nachhaltiger im Bewusstsein geblieben als im Westen. In Gesprächen mit Menschen aus der ehemaligen DDR werden auch heute noch oft die mündlichen Zusagen gegenüber Gorbatschow zitiert: „Es wird keine Ausweitung der Nato nach Osten geben“ (der deutsche Außenminister Dietrich Genscher) und „Not one inch eastwards“ (der US-amerikanische Außenminister James Baker, 9. 2. 1990).

Die für jedermann heute noch im Internet einsehbar Äußerungen waren unmissverständlich – jenseits von späteren Relativierungen des Westens. Im Osten aber gehören sie nachhaltig sogar zur eigenen Vita. Dort wird zwar auch der schreckliche russische Angriffskrieg mehrheitlich verurteilt, aber auch eine Mitverantwortung des Westens an den Eskalationen gesehen. Die Forderungen nach Gesprächen, Verhandlungen und einem Waffenstillstand gehen nicht auf ein „Putin-Verstehen“ zurück, sondern sind die einzige realistische Möglichkeit das Abschlagen zu beenden. Kurt Lennartz, Aachen

Am falschen Bein operiert

Nur ein Bruchteil der jährlich vermuteten Behandlungsfehler wird erfasst. Der Medizinische Dienst fordert mehr Transparenz – und kritisiert die Untätigkeit der Regierung



Fehler weisen meist auf systematische Probleme bei den Behandlungsabläufen hin, so der Medizinische Dienst Bund der Krankenkassen
Foto: Rupert Oberhäuser/ imago

Von Manuela Heim

Das falsche Bein operiert, versehentlich sterilisiert, Tupfer im Bauchraum vergessen – die Klassiker der Behandlungsfehler kommen Jahr für Jahr vor und sind noch am leichtesten nachzuweisen. Knapp 2.700 Fälle hat der Medizinische Dienst der Krankenkassen 2023 begutachtet, in denen ein Behandlungsfehler die klare Ursache für einen Schaden der Patient*innen war. Bei einem Drittel der Fälle war dieser Schaden dauerhaft – bis hin zur Pflegebedürftigkeit. Knapp 3 Prozent verstarben.

Und das ist nur ein klitzekleiner Ausschnitt des Ausmaßes: 97 Prozent der Behandlungsfehler würden nie nachverfolgt, sagte Stefan Gronemeyer, Vorstandsvorsitzender des Medizinischen Dienstes Bund, am Donnerstag bei der Vorstellung der

Zahlen. Er wirft dem Bundesgesundheitsministerium Untätigkeit vor.

Behandlungsfehler sind keine hinzunehmenden Nebenwirkungen, für die Patient*innen vorab einen Aufklärungsbogen unterschreiben. Sondern eine vermeidbare Verletzung der Sorgfaltspflicht, ein unerwünschtes Abweichen vom medizinischen Standard. „In der Regel ist das nicht der Fehler eines Einzelnen“, betont Gronemeyer. Besonders die sogenannten Never Events – schwere Fehler wie die OP am falschen Körperteil – wiesen auf systematische Probleme bei den Behandlungsabläufen hin.

In einem 2018 veröffentlichten Weißbuch des Aktionsbündnisses Patientensicherheit gehen die Autor*innen davon aus, dass in einem 1 Prozent aller Krankenhausbehandlungen (2022: 16,8 Millionen) Behand-

lungsfehler unterlaufen, 0,1 Prozent würden zu vermeidbaren Todesfällen führen.

Die vom Medizinischen Dienst vorgestellten Zahlen betreffen dagegen nur die von Patient*innen an die Krankenkassen gemeldeten Fälle. Rund

In anderen Ländern wie Großbritannien sind Melderegister längst etabliert

12.400 Gutachten erstellte deren Medizinischer Dienst 2023. Bei einem Viertel der Fälle konnte ein Schaden und ein Behandlungsfehler festgestellt werden. Bei einem Fünftel – den erwähnten 2.700 – betrachteten die Gutachter*innen den Fehler als ursächlich für den Schaden.

Doch selbst dann ist der Weg zum Schadenersatz weit und

führt über Gerichte, vor denen die Beweislast, außer in Fällen offensichtlicher grober Fahrlässigkeit, beim Patienten liegt. Wie hoch die Erfolgsquote solcher Verfahren ist, werde nicht systematisch erhoben, sagt Gronemeyer. Der Patientenbeauftragte der Bundesregierung, Stefan Schwartze (SPD), kritisiert, dass die Hürden für die Patient*innen vor Gericht zu hoch seien. Er fordert eine Absenkung des Beweismaßes auf eine „überwiegende Wahrscheinlichkeit“, so wie es in anderen Ländern üblich sei.

In Ländern wie Großbritannien, Schweiz und Australien hat sich auch eine systematische Erfassung und Veröffentlichung von Behandlungsfehlern etabliert, so der Medizinische Dienst. Die Weltgesundheitsorganisation fordere eine Einrichtung solcher Melderegister bis 2030. „Von einer systematischen Vermeidung von Behandlungsfehlern sind wir in Deutschland weit entfernt, sagt Gronemeyer und drängt auf ein Never-Event-Melderegister – eine Vertrauensstelle, an die Kliniken ohne die Gefahr von Sanktionen schwerwiegende Fehler in der Behandlung melden können. In Richtung der Ärztenverbände kritisiert er eine problematische Sicherheitskultur, in der Ärzt*innen keine Fehler machen (dürfen) und Transparenz angeblich das Vertrauen der Patient*innen erschüttere. „Ich bin überzeugt, das Gegenteil ist der Fall“, so Gronemeyer.

Vom Bundesgesundheitsministerium gab es auf Anfrage jedenfalls kein Bekenntnis zu einem Never-Event-Melderegister. Das Ministerium befürchtet zu viel Bürokratie und verweist auf bestehende und im Rahmen der Krankenhausreform geplante Maßnahmen zur Qualitätssicherung sowie freiwillige Initiativen der Kliniken.

Traditionen im Geheimen

Die zurückgezogenen Ergänzungen des Verteidigungsministeriums zum Traditionserlass der Bundeswehr hätten intern bleiben sollen. Die Opposition findet das höchst bedenklich und fordert Aufklärung

Von Dirk Eckert

Die umstrittenen Ergänzungen zum Traditionserlass der Bundeswehr sollten offenbar nie öffentlich werden. Eine Veröffentlichung sei „nicht maßgebliches Ziel“ gewesen, erklärt eine Sprecherin des Verteidigungsministeriums auf Anfrage. Erst vor Kurzem zog das Ministerium seine Ergänzungen zurück, nachdem die taz groß berichtet hatte, dass damit auch Wehrmatsangehörige geehrt werden können, die nicht im Widerstand waren.

Die Ergänzungen seien als „Information für die Truppe“ gedacht gewesen, als „Ausgestaltung des Traditionserlasses“ im jeweiligen Zuständigkeitsbereich. Auch Verteidigungsminister Boris Pistorius (SPD) war wohl nicht eingebunden: „Eine Befassung der politischen Leitung erfolgte nicht“, so die Sprecherin.

Nach dem 2018 von Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen unterzeichneten Erlass gilt die Wehrmacht als nicht tra-

ditionswürdig für die Bundeswehr. Doch mit den Ergänzungen wären einzelne Angehörige bereits in die Reihe der Vorbilder für die Truppe aufgenommen worden, wenn sie beim Aufbau der Bundeswehr wichtig waren. In einer beigelegten Liste wurden etwa Jagdflieger, U-Boot-Kommandanten und Frontoffiziere samt ihrer militärischen Erfolge aufgelistet, was auch das Verteidigungsministerium heute kritisch sieht: „Die Darstellung im Anhang des Dokumentes war kritikwürdig; die sprachliche und formale Gestaltung hatte Zweifel an der richtigen Gewichtung der Inhalte aufkommen lassen“, räumt die Sprecherin ein.

Auch der Verteidigungsausschuss des Bundestags, der explizit für die parlamentarische Kontrolle des Ministeriums zuständig ist, wurde nicht informiert. Abgeordnete bestätigen, dass sie erst aus der Presse von den ergänzenden Hinweisen erfahren haben. „Der Vorgang an sich war höchst merkwürdig“, findet Dietmar Bartsch, Ob-

mann der Linken im Ausschuss. „Mit der Ergänzung wären wir 30 Jahre, noch vor die Zeit der Wehrmatsausstellung zurückgeworfen worden.“

Bartsch fordert jetzt Aufklärung. „Auf der obersten Ebene – Minister und Generalinspekteur – ist die Frage der Traditionspflege richtig angesiedelt und muss dort entschieden werden.“ Das BSW wirft der Bundesregierung „Geschichtsvergessenheit und -ignoranz“ vor: „Ein solch heikles Thema einem Abteilungsleiter zu überlassen, ist ohne Frage höchst bedenklich“, sagt Žaklin Nastić, BSW-Obfrau im Ausschuss. Die Ergänzungen zeigten, „wie sehr solches Gedankengut in Bundeswehrkreisen noch präsent und verankert ist.“

Verteidigt wurden die Ergänzungen inzwischen von Sönke Neitzel, Professor für Militärgeschichte in Potsdam. „Die Mehrheit der intrinsisch motivierten Soldaten wünscht sich aber mehr Bezüge zum Kampf und auch zur Zeit von vor 1945“, behauptete er in der Welt am Sonn-

tag. „Absolut richtig“ nennt dagegen Carlo Masala, Professor an der Universität der Bundeswehr in München, die Rücknahme der Ergänzungen. Diese wären ein „Dammbbruch“ gewesen und womöglich der Beginn einer Entwicklung, die Wehrmacht zu rehabilitieren, sagte er der taz. Die nur interne Verbreitung kann er nicht nachvollziehen: „Das Ministerium befürchtet zu viel Bürokratie und verweist auf bestehende und im Rahmen der Krankenhausreform geplante Maßnahmen zur Qualitätssicherung sowie freiwillige Initiativen der Kliniken.“

Der Mann, der die „ergänzenden Hinweise“ am 12. Juli 2024 verschickt hatte, Generalleutnant Kai Rohrschneider, wird übrigens seinen Posten als Abteilungsleiter Einsatzbereitschaft und Unterstützung Streitkräfte ohnehin räumen: Er ist als Nachfolger von Generalleutnant Alexander Sollfrank als Kommandeur des Joint Support and Enabling Command (JSEC) der Nato in Ulm vorgesehen.



Susanne Schaper, geboren 1978 in Karl-Marx-Stadt, heute Chemnitz, ist gelernte Krankenschwester und studierte Pflégewirtin. Seit 2019 steht die Landtagsabgeordnete gemeinsam mit Stefan Hartmann dem sächsischen Landesverband der Linken vor. Die beiden bilden auch das Spitzenduo ihrer Partei für die Landtagswahl in Sachsen am 1. September.

Linkes Spitzenduo in schweren Zeiten: Susanne Schaper und Stefan Hartmann müssen um den Wiedereinzug in den sächsischen Landtag fürchten Foto: Sebastian Kahnert/dpa/picture alliance

„Seit Pegida hatte ich 22 Angriffe auf mein Büro“

Die Spitzenkandidatin der Linkspartei in Sachsen, Susanne Schaper, weiß aus eigener Erfahrung, wie viel Hass ihre Partei im Osten auf sich zieht. Den Wahlkampf beschreibt sie als Drahtseilakt – und entdeckt Parallelen zu den 1930ern

Interview Konstantin Nowotny

taz: Frau Schaper, zu Beginn des Landtagswahlkampfs hat die Linkspartei im ostsächsischen Sebnitz ein Wahlkampf-Camp veranstaltet. Sebnitz ist nicht nur für seine hohen AfD-Wahlergebnisse, sondern auch für eine militante Neonazi-Szene bekannt. Wieso hat sich die Linke ausgerechnet hier versammelt?

Susanne Schaper: Wenn wir jetzt nicht mehr dort hingehen, ist das eine Kapitulation. Wir wollen in der Fläche Präsenz zeigen, und ziehen uns da nicht zurück.

taz: Denken Sie angesichts der Angriffe auf Linke denn nicht manchmal daran, den Wahlkampf in der Peripherie lieber bleiben zu lassen?

Schaper: Wir sind keine Menschen, die schnell die Segel streichen. Natürlich kommen einem manchmal diese Gedanken, aber die lassen wir auf keinen Fall zu. Wir müssen natürlich versuchen, mit den Menschen zu reden. Wir gehen auch dorthin, wo uns jetzt nicht gerade die Herzen zufliegen. Wir wollen die Herzen natürlich wieder für uns gewinnen. Und das geht nicht, wenn ich nur in Dresden oder Leipzig „Wohlfühlveranstaltungen“ mache.

taz: Angriffe auf linke Politiker*innen gibt es in Sachsen schon seit den 1990ern, aber diese Intensität ist doch neu?

Schaper: Wir hatten in den frühen 90er-Jahren den offenen Antikommunismus, und der ging dann über

in teils offenen Faschismus. Seit damals bis heute wird uns gesagt: „Dass ihr immer mal aufs Maul kriegt, das ist doch klar, ihr seid Linke.“ Und die sogenannte bürgerliche Mitte versucht seit Ministerpräsident Biedenkopf, der sagte: „Der Sachse ist immun gegen Rechtsextremismus“, diese Auffassung zu bedienen. Das ist demokratieschädigend, verhöhnt die Opfer dieser Angriffe und bestärkt die Täter in dem Glauben, sie seien ja gar nicht rechts, sondern drückten einen Konsens aus. Die CDU suggeriert, dass sie das kleinere Übel sei, die sogenannte Brandmauer, dabei wächst das größere Übel aber.

taz: Auch Sie selbst mussten schon Angriffe auf Ihr Büro erfahren. Wie macht man unter diesen Bedingungen Wahlkampf?

Schaper: Seit Pegida, also seit 2014, hat sich das für uns zugespitzt. In dieser Zeit hatte ich 22 Angriffe auf mein Büro, das war bundesweit und sogar bis hin zur *Washington Post* eine Meldung. 2015 gab es einen Sprengstoffanschlag auf das Auto von Michael Richter, Linken-Stadtrat in Freital. Erst kürzlich gab es einen Angriff auf unsere Stadtratskandidierende Elisa Grobe in Limbach-Oberfrohna und einen Angriff auf einen Wahlkampfhelden in Leipzig, der ins Krankenhaus musste. Bei uns gilt jetzt: Nicht allein plakatieren, einer bleibt im Auto, für den Notruf. Bei größeren Veranstaltungen sagen wir der

Polizei Bescheid. Uns rutscht jedes Mal das Herz in die Hose, wenn wieder ein Anruf kommt, dass jemand angegriffen wurde. Wir müssen aber auch feststellen, dass wir nicht die Möglichkeit haben, den Wahlkampf so zu organisieren, dass alle geschützt werden können.

taz: Glauben Sie, dass diese Angriffe System haben?

Schaper: Ich habe dieses Jahr zum 8. Mai, dem Tag der Befreiung, eine Rede gehalten. Dafür bin ich ins Archiv gegangen und habe Zitate von einem Chemnitzer SPD-Landtagsabgeordneten aus dem Jahr 1932 gefunden. Er schrieb, dass sie während des Plakatierens in Einsiedel mit Schlagstöcken angegriffen wurden. Man nahm ihnen

ost-wahlen 2024



Alle Texte dazu finden sie hier auf taz.de und hier:



Dieser Text ist Teil unserer Berichterstattung zu den Wahlen 2024 in Brandenburg, Sachsen und Thüringen. Die taz zeigt, was hier in diesem Jahr auf dem Spiel steht. Am Samstag diskutiert die taz auf dem Panter-Forum in Chemnitz mit Susanne Schaper und weiteren sächsischen Spitzenpolitiker*innen.

das Papier, was sie verteilen wollten, aus der Hand und zündete es an. Es fing genau so an, und deswegen unterstelle ich, dass das System hat. Ich habe das Zitat von Václav Havel nie verstanden, die Demokratie binde den Demokraten die Hände und den Nichtdemokraten lässt sie freien Lauf. Aber genau das erleben wir gerade. Sie schaffen es, dass die Demokratie sich gegen sich selbst richtet. Und man merkt auch, dass sich Leute nicht mehr auf deine Seite stellen, weil sie Angst haben. Die Lauten sind viel zu laut, und die Mitte hat viel zu spät reagiert.

taz: Wie erleben Sie den Wahlkampf?

Schaper: Das ist schwierig zu beschreiben. Entweder erfahre ich Bestärkung oder werde gar nicht mehr ernst genommen. Manche haben sich damit abgefunden, dass es bald vielleicht nichts Links mehr geben wird, nur noch rechts und rechts daneben. Das ist problematisch. Natürlich sind wir jetzt nicht gerade *vox populi*, wie sollten wir auch? Aber wir haben auch einen sehr motivierten und engagierten Wahlkampf, der unserem Wertekompass treu bleibt. Und wir können feststellen, dass das viele Menschen honorieren. Wir haben auch viele Neueintritte zu verzeichnen.

taz: Das klingt ja fast schon optimistisch.

Schaper: Gleichzeitig haben wir auch viele Verluste. Und wir müssen uns vor allem an Wahlergebnissen mes-

sen lassen. Wenn wir von Neueintritten hören, gibt einem das trotzdem Kraft. Ich nutze es aber nicht als argumentatives Mittel nach außen. Ich bin der festen Überzeugung: Wenn es uns nicht mehr gäbe, wäre das Land ärmer, weil wir Themen besetzen, die niemand anderes besetzt. Und das sind genau die Themen, die für die ganz leisen Menschen stehen, die überhaupt keine Chance haben, sich zur Wehr zu setzen. Es gibt enorme soziale Unsicherheiten, für die sich sonst niemand interessiert.

taz: Aber wieso dringen Sie damit nicht durch, während etwa das Bündnis Sahra Wagenknecht gerade mit ähnlichen Themen Erfolge feiert?

Schaper: Durch manch andere Gruppen, die so tun, als ob sie Rosa Luxemburg noch persönlich kannten, werden wir diffamiert, dass wir uns nur auf „Orchideenthemen“ begrenzen würden. Wir haben in der letzten Legislatur im Landtag 600 Anträge eingebracht, davon hat sich keiner mit dem Thema Gendern beschäftigt. Und dann höre ich immer noch – selbst aus linken Kreisen – diese Chimäre, dass man mit der CDU das kleinere Übel gegen die AfD wählt. Da muss ich sagen: What the fuck veranlasst linke Menschen, CDU zu wählen? Am Ende habe ich unter Umständen eine rechtskonservative Regierung – weil ich das nicht ausschließen kann –, und keine progressive Partei mehr. Und dann sind wir wieder ein Stück näher an 1932.

taz kurzreisen in Deutschland

Gemeinsam Deutschland besser kennenlernen

Energiewende braucht Pioniere! taz-Autor Bernward Janzing stellt bei dieser Reise erfolgreiche Projekte in Südbaden vor, in Freiburg, Freiamt und Schönau.



taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstr. 21, 10969 Berlin

14. bis 18. Oktober

Projektbesuche bei Pionieren der Energiewende
FREIBURG UND SCHÖNAU (SCHWARZWALD)
In Begleitung von taz-Autor Bernward Janzing

Wir besuchen Menschen, die sich in Freiburg und Umgebung für eine Energiewende engagiert und Veränderungen bewirkt haben; u. a. die Stromrebell von Schönau im Südschwarzwald

4 Übernachtungen, zwei in Freiburg und zwei in Schönau
ab 960 € (DZ/HP/ohne Anreise)

24. bis 28. September

Mit Ausflügen nach Zwickau und Annaberg-Buchholz
CHEMNITZ UND ERZGEBIRGE
In Begleitung von Michael Bartsch

Sie lernen 500 Jahre sächsische Industriekultur kennen (bei Museums-Besuchen in ehem. Fabriken und Bergwerken) und eine gegen Rechts engagierte Zivilgesellschaft

4 Übernachtungen im B&B Hotel Chemnitz;
ab 890 € (DZ/HP/ohne Anreise)

Nähere Informationen zu allen taz-Reisen im Internet: www.taz.de/tazreisen oder unter Telefon (0 30) 2 59 02-117

bundes **talk** 



bundestalk

Wendepunkt im Ukrainekrieg?

Mit dem Angriff auf Kursk wird der Krieg ins russische Territorium verlagert. Verändert das die Debatte in Deutschland? Darüber diskutieren **Bernd Pickert, Barbara Oertel, Anne Fromm** und **Stefan Reinecke**.

Jetzt hören!

Zu viel Sprit, zu wenig Bio

Die ökologischen Auswirkungen von Agrokraftstoffen seien fatal, sagt die Deutsche Umwelthilfe

Von **Clemens Schreiber**

Mit einem deutschlandweiten Verkaufsstopp von Agrokraftstoffen könnte der Einsatz von giftigen Pestiziden um knapp 24 Prozent reduziert werden. Auf landwirtschaftlich genutzten Feldern wäre das eine Ersparnis bei Schädlingsbekämpfungsmitteln von rund 10.000 Tonnen. Das geht aus einer am Donnerstag veröffentlichten Studie des Instituts für Energie- und Umweltforschung (ifeu) im Auftrag der Deutschen Umwelthilfe hervor.

Die Studie untersuchte die ökologischen Auswirkungen von Agrokraftstoffen. Diese werden aus Ackerpflanzen wie Raps, Palmöl oder Mais gewonnen und meist fossilen Kraftstoffen beigemischt. An der Tankstelle wird die Mische dann als E5, E10, B7 oder B10 verkauft. Diese ist billiger als rein fossile Kraftstoffe, weil auf den Bioanteil, der meist unter 10 Prozent liegt, keine CO₂-Steuer anfällt. Argumentiert wird, dass Biokraftstoffe bei der Verbrennung keine Treibhausgasemissionen verursachen, da das emittierte CO₂ zuvor von der Biomasse gebunden würde.

Doch das stimme so nicht, bemängelt die Deutsche Umwelthilfe. „Die landwirtschaftliche Produktion von Agrokraftstoffen ist sehr energieintensiv, weshalb von einem klimaneutralen Kraftstoff nicht die Rede sein kann“, sagte DUH-Geschäftsführer Sascha Müller-Kraenner der taz. Deswegen fordert die DUH, die staatlichen Förderungen von Agrokraftstoffen zu beenden und den CO₂-Preis auf deren Nutzung einzuführen. „Die Nutzung von Agrokraftstoffen findet unter dem massiven Einsatz von fossilen Rohstoffen, Düngemitteln und Pestiziden statt und geht dadurch mit einer enormen Belastung für Biodiversität und Klima einher“, rechtfertigte Müller-Kraenner die Forderungen in einem Pressestatement.

In der jüngsten Vergangenheit sorgen Verbrenner, die mit Biokraftstoffen betrieben werden, für ordentlich Diskussionsstoff. Zuletzt war es der seit Frühling 2024 zugelassene Biodiesel HVO100. Während Verkehrsminister Volker Wissing (FDP) die Zulassung als „einen wichtigen Beitrag zum Klimaschutz“ auf dem Nachrichtendienst X gelobt hatte, sieht das Umweltbundesamt (UBA) keine klimarelevanten Verbesserungen durch den Einsatz von HVO100. „Insgesamt wird HVO für den Klimaschutz von untergeordneter Bedeutung sein“, wird die dem Umweltministerium untergestellte Behörde im *Spiegel* zitiert. Es sei zu erwarten, dass Kraftstoffhersteller zwar mehr HVO100, aber auch mehr fossile Kraftstoffe anbieten. Außerdem stamme nur 1 Prozent der pflanzlichen Öle für den Diesel aus Deutschland, der Rest komme hauptsächlich aus Asien, sagte das UBA dem *Spiegel*.

Auch die Deutsche Umwelthilfe zweifelte an der Umwelt- und Klimaverträglichkeit des neuen Biodiesels. Nach ersten Abgastests des DUH-eigenen Emissions-Kontroll-Instituts im realen Straßenbetrieb informierte die DUH das Verkehrsministerium Mitte Juni: Bei bestimmten Dieselfahrzeugen gibt es Hinweise auf deutlich erhöhte Stickoxid-Emissionen. Im Juli folgte dann die Klage der Deutschen Umwelthilfe gegen das Verkehrsministerium. Grund für das gerichtliche Vorgehen ist die Weigerung des Verkehrsministeriums, die Abgasmessungen zum Kraftstoff HVO100 zu veröffentlichen. Noch gebe es keine neuen Entwicklungen bezüglich der Klage, teilte die Deutsche Umwelthilfe der taz am Donnerstag mit.

Teurer Käse

Zollstreit EU – China geht weiter

Die Europäische Union will ihre Milchindustrie im Zollstreit mit China „entschlossen“ verteidigen. Die EU-Kommission wies am Donnerstag Vorwürfe aus Peking zurück, dass europäische Subventionen für Milchprodukte chinesischen Herstellern schadeten. Dazu hatte China am Mittwoch eine „Anti-Subventions-Untersuchung“ eingeleitet. In der Folge könnte Peking auf Frischkäse, Quark oder Blauschimmelkäse Strafzölle erheben. Die EU hat 2023 Milchprodukte im Wert von 1,68 Milliarden Euro nach China exportiert. Die chinesischen Strafzölle auf Milchprodukte wären eine Replik darauf, dass die EU am Dienstag Zollaufschläge von bis zu 36,3 Prozent auf chinesische E-Autos verkündet hatte. Sie wirft Peking vor, seine E-Autohersteller unzulässig zu subventionieren. (afp)

Zahl des Tages

49 Jahre

1975 war der Vietnamkrieg zu Ende. Nun, **49 Jahre später**, hat ein französisches Gericht eine **Klage gegen den Bayer-Konzern** wegen des Einsatzes des hochgiftigen Entlaubungsmittels Agent Orange als Chemiewaffe auch in zweiter Instanz **abgewiesen**. Die Klägerin führt, laut AFP, ihre unheilbare Krebserkrankung sowie die Krankheiten ihrer Töchter, auf Agent Orange zurück. Das Kollektiv Vietnam Dioxin geht von „mehr als drei Millionen Opfern“ aus. Die Richter folgten jedoch der Einschätzung des früheren Urteils. In dem hieß es, die Chemiekonzerne hätten Immunität, weil sie „auf Anweisung“ der US-Regierung gehandelt hätten. Aber: Die Veteranen des Vietnamkrieges haben die Konzerne sehr wohlentschädigt.

DB Cargo unter Druck

Die EU-Kommission dringt darauf, dass die Güterverkehrstochter der Bahn finanziell allein klarkommen muss – ohne Hilfe des Mutterkonzerns

Hunderte Millionen Euro Verlust fährt die Güterverkehrstochter der Deutschen Bahn Jahr für Jahr ein, die vom Mutterkonzern stets ausgeglichen werden. Es zeichnet sich ab, dass die EU-Kommission dieser Praxis ein Ende bereiten wird. Aufsichtsratskreise der Deutschen Bahn (DB) bestätigten einen Bericht der Nachrichtenagentur Reuters, wonach die Kommission den Verlustausgleich durch die Deutsche Bahn, der über einen sogenannten Ergebnisabführungsvertrag geregelt ist, aus Wettbewerbsgründen untersagen wird.

Eine entsprechende Überprüfung dieser Praxis hatte die Kommission Anfang 2022 eingeleitet. Sie steht nun den Kreisen zufolge kurz vor dem Abschluss. DB Cargo müsse künftig finanziell auf eigenen Füßen stehen. Die Wettbewerbsbehörde räumt

der Güterverkehrstochter demnach rund zwei Jahre Zeit ein, um wieder in die schwarzen Zahlen zu kommen. Bereits geleistete Verlustausgleichszahlungen muss Cargo nicht zurückerzahlen.

„Die Bundesregierung, der Vorstand der DB AG und der DB Cargo AG sind sich darin einig, dass die seit Jahren andauernde wirtschaftliche Krise der DB Cargo AG dringend beendet werden muss und dafür akute Maßnahmen notwendig sind, teilte ein Sprecher des Bundesverkehrsministeriums mit. „Daher wurde ein umfassendes Transformationsprogramm aufgesetzt, das es nun auch mit Blick auf das Beihilfverfahren konsequent umzusetzen gilt“, hieß es weiter.

Das Unternehmen befindet sich bereits inmitten einer

großangelegten Umstrukturierung, bei der insbesondere in der Verwaltung Stellen abgebaut werden sollen. Dafür laufen intensive Verhandlungen mit der Eisenbahn- und Verkehrsgewerkschaft (EVG).

Ein Großteil der Verluste fällt im sogenannten Einzelwagenverkehr an. Dabei werden Ladungen direkt bei den Industriekunden abgeholt und die Waggons auf Rangierbahnhöfen zu langen Zügen zusammengestellt. Am Zielbahnhof werden diese dann wieder auseinandergebaut und die Waggons einzeln weitertransportiert. Viele Fachleute halten einen wirtschaftlichen Betrieb dieses Angebots für nicht machbar. Die Bundesregierung unterstützt den Einzelwagenverkehr deshalb mit einer Förderung. (dpa)

Meyer Werft soll Staatskonzern werden

Der größte deutsche Schiffbauer kann auf Rettung hoffen. Bundeskanzler Scholz sichert den Beschäftigten in Papenburg Hilfen zu. Noch laufen die Verhandlungen aber



Probleme mit der Vorfinanzierung von Kreuzfahrtschiffen: Beschäftigte der Meyer Werft hoffen auf staatliche Hilfe
Foto: diebildwerft/imagoo

Von **Anja Krüger**

Beschäftigte und Eigentümer der angeschlagenen Meyer Werft in Papenburg können auf Rettung hoffen. Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) sagte am Donnerstag bei einer Betriebsversammlung staatliche Hilfen zu. Alle Beteiligten würden der Meyer Werft „eine stabile Brücke in die Zukunft“ bauen, sagte Scholz. Noch sind die Verhandlungen über die Rettung aber nicht abgeschlossen.

Seit Wochen warten Belegschaft und Eignerfamilie der größten deutschen Werft auf ein Signal aus der Politik auf Rettung. Er könne sich vorstellen, wie die Unsicherheit die Beschäftigten belastete, sagte Scholz bei der Betriebsversammlung. „Wir lassen Euch mit Euren Sorgen nicht allein.“

Am Standort Papenburg arbeiten rund 3.300 Beschäftigte. Im Emsland hängen insgesamt etwa 18.000 Arbeitsplätze an der Werft. Die Meyer Werft sei systemrelevant für die maritime Wirtschaft in Deutsch-

land, sagte Scholz. Systemrelevanz ist Voraussetzung dafür, dass die EU Staatshilfen genehmigen kann. Die Meyer Werft sei „ein industrielles Kronjuwel“, sagte er.

Eigentlich geht es dem Unternehmen nicht schlecht, zu tun hat es genug. In den Auftragsbüchern stehen nach eigenen Angaben zehn Kreuzfahrtschiffe, ein Forschungsschiff sowie der Stahlbau von vier Offshore-Konverterplattformen. Diese Plattformen sorgen dafür, dass von Windanlagen im Meer erzeugter Strom transportiert werden kann. Die Verfügbarkeit dieser Technik ist wichtig für die Ausbaupläne der Bundesregierung für die Windenergie im Meer. Wegen des wachsenden Bedarfs gilt dieses Geschäftsfeld als sehr vielversprechend.

Dominierend ist allerdings der Bau von Kreuzfahrtschiffen. Der Betrieb dieser Schiffe mit Tausenden von Tourist:innen an Bord ist allerdings ausgesprochen klimaschädlich und deshalb umstritten. Erst am 12. August haben die Werft

und der US-Unterhaltungskonzern Disney den Auftrag für vier neue Schiffe unterzeichnet. Sie sollen zwischen 2027 und 2031 ausgeliefert werden. Das Problem: Kunden zahlen in der Regel nur 20 Prozent bei der Bestellung an, der Rest der Summe kommt erst bei der Übergabe der Schiffe. Der Preis für ein Kreuzfahrtschiff kann bei mehr als 1,5 Milliarden Euro liegen.

Für die Vorfinanzierung braucht die Meyer Werft viel Geld. Vor der Coronakrise konnte der Bau auch aus Einnahmen der fertigen Schiffe finanziert werden. Doch in der Pandemie geriet die Kreuzfahrtbranche in die Krise, weniger Schiffe wurden bestellt. Managementfehler sollen die Lage verschärft haben. So soll die Werft Schiffe mit Verlust gebaut haben. Jetzt kann die Werft das nötige Kapital für die Vorfinanzierung nicht aufbringen. Die Lücke liegt bei 2,7 Milliarden Euro. Banken sollen aber nur bereit sein, entsprechende Kredite zu geben, wenn das Eigenkapital aufgestockt werde.

Hier soll der Staat einspringen. Die Einzelheiten stehen noch nicht fest. Dem Vernehmen nach wollen der Bund und das Land Niedersachsen mit dreistelligen Millionenbeträgen helfen sowie Bürgschaften für Kredite übernehmen. Insgesamt könnten sie einen Anteil von bis zu 90 Prozent übernehmen – damit würde die Werft zum Staatsunternehmen.

Im Gegenzug für die Hilfe sollen die Unternehmer:innen den Erhalt von Arbeitsplätzen zugesichert haben. Sie sollen ein Vorkaufsrecht bekommen, wenn der Staat in einigen Jahren seine Anteile verkaufen will. Außerdem soll die Familie mit einem Sitz im Aufsichtsrat vertreten sein.

Bis Mitte September sollen alle offenen Fragen geklärt sein. Der niedersächsische Ministerpräsident Stephan Weil (SPD) warnte bei der Betriebsversammlung allerdings vor vorschnellem Jubel. „Der Ball ist noch nicht im Tor“, sagte er.

Die Haushaltsausschüsse von Bundestag und dem niedersächsischen Landtag müssen noch zustimmen. Die FDP will die Hilfen mittragen, mahnt allerdings eine Ausstiegsstrategie des Staates an. Der Bund könne nicht langfristig an einer Werft beteiligt sein, sagte der wirtschaftspolitische Sprecher der FDP-Bundtagsfraktion, Reinhard Houben. Denkbar sei ein Vorgehen wie bei der Unterstützung der Lufthansa während der Coronapandemie. Der Staat rettete die Fluggesellschaft, mischte sich aber nicht ins Geschäft ein und verkaufte die Anteile später mit Gewinn. Nach Houbens Vorstellungen könnte der Ausstieg des Staates bei der Meyer Werft bis spätestens 2027 festgelegt werden.

Die IG Metall Küste begrüßt das Engagement des Staates. „Durch den geplanten Einstieg von Bund und Land werden nicht nur die Standorte Papenburg und Rostock gerettet, sondern wichtige Teile des Schiffbaus in ganz Deutschland“, sagte Bezirksleiter Daniel Friedrich.

meinung + diskussion 12

„Die Politik hält den Suchprozess bis 2074 nicht durch“

Wenn es noch 50 Jahre dauert, bis ein Atommüllendlager gefunden ist, wird es nicht nur teuer, mahnt Andreas Fox vom Suchgremium



Diese Fässer mit hochradioaktivem Abfall haben wohl auch in 50 Jahren noch kein Zuhause
Foto: Wolfram Kastl/dpa/picture alliance

Interview **Nick Reimer**

taz: Herr Fox, ursprünglich sollte im Jahr 2031 der Standort feststehen, an dem in Deutschland ein Endlager für hochradioaktiven Müll gebaut wird. Jetzt ergab ein Gutachten des Öko-Instituts e. V.: Dies wird „frühestens im Jahr 2074“ der Fall sein. Sind Sie überrascht?
Andreas Fox: Nein, vielen Experten war schon länger klar, dass 2031 nicht zu halten sein wird. Der Termin stammt noch aus dem ersten Standortauswahlgesetz, das 2014 in Kraft getreten war. Danach hat dann die „Endlager-Kommission“ zwei Jahre lang Kriterien aufgestellt, nach denen bei der Suche vorgegangen werden soll. 2021 wurde schließlich die Suche mit einer weißen Landkarte begonnen, nach der zunächst das ganze Land einbezogen war.

taz: Ein Ausschlussverfahren, das immer weniger Flächen im Fokus hat. Wo stehen wir aktuell?

Fox: Derzeit gilt noch etwas mehr als die Hälfte Deutschlands als möglicherweise geeignet. Der nächste große Schritt ist, dies auf fünf, sechs, vielleicht zehn Regionen einzuzugrenzen. Die müssen dann genauer untersucht werden.

taz: Aber warum dauert das so lange?

Fox: Es ist erstens ein wissenschaftsbasiertes Suchverfahren. Wissenschaft braucht Zeit, um belastbare Ergebnisse vorzulegen. Zweitens soll das Verfahren größtmögliche Transparenz besitzen, Bürger haben Mit- und Einspruchsrechte. Drittens müssen Ergebnisse geprüft und am Ende Gesetze beschlossen werden. Auch das braucht Zeit.

taz: Die Schweiz ist wesentlich weiter bei der Standortsuche, in Finnland wird bereits ein Endlager gebaut. Warum geht es dort schneller?

Fox: Einerseits gibt es in diesen beiden Ländern weniger geologische Formationen, die zur Auswahl stehen. Andererseits haben Politik und die Atomkonzerne in Deutschland viel zu lange am Salzstock Gorleben als Endlager festgehalten. Die verlorenen 30 Jahre fehlen jetzt.

taz: Die Atomkonzerne haben für den Rückbau der AKWs und für die Lagerung des Atommülls 24 Milliarden Euro in den „Fonds zur Entsorgung kerntechnischer Anlagen“ eingezahlt. Wenn die Suche jetzt länger dauert: Wird dieses Geld ausreichen?

Fox: Das ist schwer vorstellbar, zumal bisherige Projekte stets teurer wurden als zunächst geplant. Im Schacht Konrad entsteht nahe Salzgitter ein Endlager für schwach radioaktiven Müll, beispielsweise für Bauteile zurückgebaute

AKWs. Ursprünglich wurde mit 900 Millionen Euro kalkuliert, mittlerweile kostet der Bau 6,4 Milliarden.

Für den Rückbau des AKW in Greifswald waren ursprünglich 3,2 Milliarden Euro veranschlagt, mittlerweile wird mit 6,5 Milliarden gerechnet. Dazu kommen 16 Zwischenlager, die altern: Einige von ihnen verlieren bereits in den 2030er Jahren ihre Betriebsgenehmigung, müssen nachgerüstet oder neu gebaut werden, was viel Geld kostet. Völlig klar ist, dass auch ihr Betrieb teuer wird, wenn wir länger auf ein Endlager warten müssen. Und natürlich kostet der Suchprozess selbst mehr Geld, wenn er länger dauert. Die Atomkonzerne haben sich freigekauft, die finanziellen Risiken trägt der Steuerzahler, also wir.

taz: Im Herbst muss die Bundesregierung ihr neues „Nationales Entsorgungsprogramm“ zum Atommüll vorlegen. Was ist zu erwarten?

Fox: Dieses Entsorgungsprogramm basiert auf EU-Recht: Es soll sicherstellen, dass die einzelnen Mitgliedsstaaten nicht immer nur neuen Atommüll produzieren, sondern sich auch mit dessen Entsorgung befassen. Wir erwarten deutliche Konkretisierungen, beispielsweise zum Inventar des Atommülls.

taz: Es ist noch nicht einmal klar, welcher hochradioaktive Strahlenschrott eingelagert werden muss?

Fox: Wir kennen die Menge: 27.000 Kubikmeter in etwa 1.900 Castor-Behältern. Aber wir wissen nicht, welche Qualität vorliegt. In Deutschland liefen sehr unterschiedliche Reaktortypen, die unterschiedliche Brennelemente einsetzen – und unterschiedlichen Müll produzierten.

taz: Warum ist es wichtig, solche Unterschiede zu kennen?

Fox: Das Design der Endlagerbehälter ist abhängig einerseits von der Art des Atommülls, andererseits aber auch vom Wirtsgestein: Kristallines Gestein reagiert anders auf Hitze und Radioaktivität als beispielsweise Salzgestein. Auch die langfristigen chemisch-physikalischen Prozesse hängen von der Art der Abfälle ab.

taz: Lässt sich der Suchprozess beschleunigen?

Fox: Das „Planungsteam Forum Endlagersuche“ organisiert derzeit ein Forum, das im November genau zu dieser Frage Antworten finden soll. Und das ist dringend notwendig: Ich fürchte, dass Politik und Gesellschaft einen Suchprozess bis 2074 nicht durchhalten. Die Verlockung ist groß, irgendwann den Müll gegen ein paar Milliarden in der Wüste oder in Sibirien zu verbuddeln.



Andreas Fox ist im „Planungsteam Forum Endlagersuche“, das sich im Auftrag der Bundesregierung mit den Arbeiten zur Standortsuche befasst.



Bernhard Pötter
Wir retten die Welt

Dunkelschwarze und rosarote Brillen

Oben auf der Alpgues im österreichischen Vorarlberg war noch alles eitel Sonnenschein. Wir hatten 1.000 Höhenmeter in den Beinen, die Rucksäcke voller frisch gesammelter Pfifferlinge und eine kalte Apfelschorle vor uns.

Aber wir mussten ja wieder runter: In der Nachmittags-hitze setzen wir also die Sonnenbrillen auf, füllten die Wasserflaschen und machten uns angeregt quatschend an den Abstieg. Irgendwann blickten wir zufällig auch mal ans Ende des Tals: Uups – da war ja alles finster! Von Tirol zog schnell eine dunkle Wolkenwand heran, und in der krachte und rumpelte es.

Gewitter auf dem Berg, das ist nicht gut. Wir hasteten Richtung Baumgrenze, den bangen Blick immer wieder zu den Wolken. Die Wand kam näher, wurde schwarz, schwärzer und schwärzer. Und bald dunkelschwarz. Dieses Grummelmonster, das da über den Pass ins Tal kroch, schluckte das Sonnenlicht wie ein schwarzes Loch.

Irgendwann musste ich mir aber kurz den Schweiß vom Ge-

sicht wischen. Und siehe da: Als ich dann ohne getönte Gläser vor den Augen weiter lief, war die drohende Unglückswolke plötzlich – nur noch mittelgrau. „Puuh“, sagte mein Begleiter, „der Weltuntergang sieht ohne Sonnenbrille gar nicht mehr so schlimm aus“.

Aber als Experte für Apokalypse und Weltuntergang nagte dieses Erlebnis an mir. Denn ist das nicht der Vorwurf an uns Alarmisten? Ihr seht zu schwarz! Die Welt kann gar nicht untergehen! Das Klima ändert sich immer! Wir finden schon eine technische Lösung! Es ist noch immer gut gegangen!

Setzen wir also auch angesichts der aufziehenden großpolitischen Gewitterwolken einmal meine linksgrün-versifft Sonnenbrille mit Katastrophen-Voreinstellung ab. Und schauen mal genau hin: Ist dieser Klimawandel nicht nur eine Einbildung? (Nein, aber schön wär's). Machen wir nicht zu viel Geschrei über ein paar aussterbende Lurche? (Nein, das Netz

der Artenvielfalt beginnt tatsächlich zu zerreißen). Ist die Plastikhysterie nicht übertrieben? (Nein, das Zeug ist inzwischen wirklich überall, wo es nicht hingehört.) Ist das nicht alles Einbildung? (Nein, sondern tausendfach wissenschaftlich belegt.)

Und wie wäre es, wenn wir andersherum schauen? Von außen auf die verspiegelten Gläser: Gegen die traumtänzerische Seelenruhe, die von vielen Entscheider diese drängenden Probleme ausblenden, könnte meine Katastrophenbrille vielleicht ganz hilfreich sein. Denn wie kurzsichtig oder verblendet muss man sein, um unsere verfahrenere Lage nicht zu sehen: den immer schnelleren Schritt hin zum Abgrund, den bröckelnden Kies unter dem Schuh, das Sicherungsseil kurz vor dem Reißen, das völlig irrsinnige Hoffen auf die Bergwacht in letzter Sekunde oder irgendeine Erfindung, die den Sturz über die Klippe noch auffängt.

Diese Sichtweise ist noch deutlich verzerrter und weitaus gefährlicher als mein verdunkelter Blick auf die Gewitterwolke. Die Wissenschaft erklärt uns: Nicht mit den Augen, sondern mit dem Gehirn sehen wir (nicht).

Also: Wir erblicken die Schwierigkeiten, aber wir lassen sie im Hirn gleich wieder verblassen. Das ist die Ignoranz, die Verdrängung, das Nicht-handeln-wollen.

Oder eben eine ganz andere Fehlsichtigkeit: die Ideologie der rosaroten Brille.

Anzeige

Jetzt im Buchhandel oder bestellen unter www.der-theaterverlag.de/shop

«Theater heute» Jahrbuch 2024

Die Streitstoffe nehmen zu, die Konflikte gehen tiefer. Offene Gesellschaften und liberale Demokratien geraten von innen und außen unter Druck. Autor:innen und Künstler:innen schreiben über geschichtsvergeessenes Wohlstandsdeutschland, soziale Schranken, rechten Nationalismus, Ost/West-Differenzen und internationale Spannungen, die zurückwirken. Beiträge von Lukas Rietzschel, Ewe Benbenek, Hayat Erdogan, Avishai Milstein, Jara Nassar, Ulrich Guttmair, Olena Apchel und Anja Quickert.

Außerdem die Ergebnisse der renommierten Kritiker:innen-Umfrage zu den wichtigsten Stücken, Inszenierungen, Schauspiel:innen, Regisseur:innen und Theatern der vergangenen Saison.

«Theater heute» Jahrbuch: 168 Seiten, 35 € (Deutschland)

Theater heute

Krieg in der Ukraine und in Russland

Errichtung von Beton-schutzräumen in Kursk

Angesichts des ukrainischen Vormarschs auf das Gebiet Kursk werden dort nun Luftschutzunterkünfte errichtet. „Die Errichtung von Betonschutzräumen hat heute begonnen“, erklärte am Donnerstag Gouverneur Alexej Smirnow im Onlinedienst Telegram. Er veröffentlichte zugleich ein Foto von einem Lastwagen mit einem Betonmodul. Insgesamt sollten in der Stadt Kursk 60 solcher Schutzunterkünfte an Verkehrsknotenpunkten sowie in anderen Städten des Gebiets errichtet werden. (afp)

Putin wirft Kyjiw Angriff auf AKW vor

Der russische Präsident Wladimir Putin hat der Ukraine einen versuchten Angriff auf das Atomkraftwerk in Kursk vorgeworfen. „Der Feind hat in der Nacht versucht, die Atomanlage anzugreifen“, sagte der Kremlchef am Donnerstag bei einer Beratung in Moskau über die Lage im russischen Grenzgebiet. Die Internationale Atomenergiebehörde sei informiert worden, so Putin weiter. Beweise für seine Behauptung legte er nicht vor. Das Atomkraftwerk liegt etwa hundert Kilometer von der Grenze entfernt. In das Gebiet Kursk waren am 6. August überraschend ukrainische Truppen vorgezogen, sie kontrollieren inzwischen nach eigenen Angaben in der Region bereits fast hundert Ortschaften und mehr als tausend Quadratkilometer Land. Am Donnerstag kündigte die IAEA an, dass ihr Chef Rafael Grossi in der kommenden Woche das AKW in Kursk besuchen wolle. (afp)

Geheimdienst ermittelt gegen CNN-Journalisten

Der russische Inlandsgeheimdienst FSB ermittelt gegen einen CNN-Reporter, weil dieser aus den von der Ukraine eingenommenen russischen Gebieten berichtete. Der aus Großbritannien stammende Journalist habe die Grenze zu Russland illegal überschritten, begründete der FSB am Donnerstag sein Vorgehen. Ermittelt werde wegen derselben Vorwürfe auch gegen zwei ukrainische Pressevertreter. Der Geheimdienst kündigte an, in Kürze internationale Haftbefehle auszustellen. Den drei Journalisten drohen in Russland bis zu fünf Jahre Haft. Vom US-Sender CNN gab es zunächst keine Stellungnahme. CNN hatte vergangene Woche eine Reportage aus Sudscha in der russischen Region Kursk ausgestrahlt. Die Stadt steht unter Kontrolle ukrainischer Truppen. (rtr)

Geschlossen gegen die PKK

Die Türkei verstärkt ihre Militärpräsenz im Irak, künftig soll es gemeinsame Armeezentren geben. Die Abmachung, sich zu Sicherheitsfragen auszutauschen, nimmt Form an



Der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan und Iraks Premier Mohammad Shia al-Sudani hatten bei einem Treffen im April die gemeinsame Bekämpfung der PKK vereinbart. Foto: Ahmad Al-Rubaye/ap

Aus Istanbul
Jürgen Gottschlich

Wie kurdische Quellen berichten, verstärkt die türkische Armee seit einigen Tagen ihre Präsenz im Nordirak. Insbesondere in der Provinz Dohuk, die an die Türkei angrenzt, würden neue Militärstützpunkte eingerichtet. Obwohl diese Berichte vom türkischen Militär bisher nicht bestätigt werden, passen sie doch in die politische Entwicklung zwischen dem Irak und der Türkei.

Erst in der vergangenen Woche besuchte der irakische Außenminister Fuad Hussein – übrigens ein ethnischer Kurde – Ankara. Dort traf er sich im Rahmen eines vor wenigen Monaten vereinbarten regelmäßigen Austauschs in Sicherheitsfragen mit dem türkischen Außenminister Hakan Fidan. Im Anschluss gaben sie bekannt, dass man sich auf zwei gemein-

same Militärzentren im Irak einigt habe. Eines soll in der Hauptstadt Bagdad, das andere in Baschika, nahe Mossul, aufgebaut werden. In beiden Zentren sollen türkische und irakische Offiziere zusammenarbeiten, um dadurch die Kooperation in Sicherheitsfragen zwischen beiden Ländern zu verbessern.

Obwohl es in der Erklärung heißt, dadurch solle auch Drogen- und andere organisierte Kriminalität bekämpft werden, geht es im Kern doch um die Bekämpfung der türkisch-kurdischen Guerilla PKK, die seit Jahrzehnten ihr Hauptquartier im Nordirak hat. Der Türkei ist es genauso lange ein Dorn im Auge, dass die PKK im Irak geduldet wird – und hat die als „Terrororganisation“ gelistete Organisation bei grenzüberschreitenden Aktionen immer wieder angegriffen.

Die PKK konnte sich in der Autonomen Region Kurdistan

im Nordirak lange auf die Unterstützung der beiden größten kurdischen Parteien verlassen: der Demokratischen Partei, die von der Familie Barsani kontrolliert wird, und der Patriotischen Union Kurdistan (PUK).

Dem Irak soll mehr Wasser aus den Oberläufen von Tigris und Euphrat zukommen

Doch die Demokratische Partei, die die Regierung der Autonomiezone stellt, will die PKK seit Langem loswerden. Denn sie unterwirft sich ihrer Autorität nicht und gebärdet sich wie ein Staat im Staat.

Deshalb toleriert die Regierung Barsani seit einigen Jahren türkische Militärinterven-

tionen auf ihrem Territorium. Im April dieses Jahres sicherte die türkische Regierung sich nach langen Verhandlungen auch die Unterstützung der Zentralregierung in Bagdad. Bei einem Besuch von Präsident Recep Tayyip Erdoğan im April in Bagdad wurde vereinbart: Im Tausch für mehr Wasser aus den Oberläufen von Tigris und Euphrat und wirtschaftliche Unterstützung stimmt Bagdad einer gemeinsamen Bekämpfung der PKK zu. Die Türkei hat bereits eine Stromtrasse nach Mossul gelegt, nun werden die „joint military center“ in Bagdad und Baschika aufgebaut. Die türkische Armee will unter anderem die Verbindungen der PKK vom Nordirak nach Nordostsyrien unterbinden, wo die syrischen Kurden mit der PKK zusammenarbeiten.

Denn sowohl für die PKK als auch die syrischen Kurden läuft die Uhr ab: Die PKK ist im Nordirak in Bedrängnis, die irakische Regierung stuft sie als „Terrororganisation“ ein. Auch von irakischem Staatsgebiet soll sie verschwinden. Und in Nordostsyrien sind die Kurden mittlerweile vor allem durch das wieder gefestigte Assad-Regime unter Druck, das die kurdisch kontrollierten Gebiete zurückerobert will.

Auch mit Baschar al-Assad möchte Erdoğan wieder ins Gespräch kommen. Die Regierung in Bagdad hatte unlängst angeboten, ein Gipfeltreffen zwischen Erdoğan und Assad auszurichten. Die Türkei will, dass Assad einen großen Teil der knapp vier Millionen syrischen Flüchtlinge aus der Türkei zurücknimmt, dafür soll die Türkei ihre Truppen aus den besetzten grenznahen Gebieten in Syrien zurückziehen. Dafür müssten Assads Truppen aber wieder die Kontrolle über die Grenzgebiete zur Türkei übernehmen und dadurch eine Pufferzone zu den kurdischen Gebieten herstellen.

genossenschaft



Max Buschfeld
Kreativdirektor des taz Verlags

GELD IST NICHT ALLES. ABER OHNE WIRD DAS ALLES NIX

Runter von der Bank, rein ins Geschehen!

In der taz Genossenschaft bewegt dein Geld etwas – gegen Rechtsruck und für eine stabile Demokratie. Keine 2,5% Zinsen, dafür 100% Einsatz für unabhängigen Journalismus und eine offene Gesellschaft.

Bereits ab 500 Euro gehört dir so ein Teil der taz und du wirst Miteigentümer*in.
Alle Infos auf taz.de/genossenschaft

Modi kommt nun doch nach Kyjiw

Modi hat schon lange auf eine Reise in die Ukraine hingewirkt. Mit seiner jetzigen Reise positioniert sich die Regierung in Delhi selbstbewusst gegenüber Moskau

Von Natalie Mayroth,
Singapur

Den Auftakt seiner schon dritten Europareise der im Juni begonnenen neuen Amtsperiode machte Indiens Premier Narendra Modi am Donnerstag an einem Kriegsmahnmahl in Warschau. Es ist ein historischer Besuch, denn erstmals seit 1979 kommt ein indischer Regierungschef nach Polen. Ziel sei es, die bilateralen und verteidigungspolitischen Beziehungen zu stärken.

„Indien ist fest davon überzeugt, dass kein Problem auf dem Schlachtfeld gelöst werden kann“, sagt Modi bei einem gemeinsamen Auftritt mit seinem Amtskollegen Donald Tusk. Tatsächlich ist Warschau aber nur eine Zwischenstation auf dem Weg zum länger erwarteten Besuch des 73-jährigen in Kyjiw. Modi soll dort am Freitag, dem Vorabend des ukrainischen Unabhängigkeitstages, eintreffen.

Seine jetzige Reise würdigt die Rolle Mittel- und Osteuropas bei der Umgestaltung der regionalen Geopolitik, sagt Chilamkuri Raja Mohan, Gastprofessor am Institut für Südasiastudien der Nationalen Universität von Singapur. Er sieht sie als Teil der Bemühungen der vergangenen zehn Jahre, Europa in der indischen Außenpolitik mehr Gewicht zu verleihen, schreibt er in der Zeitung *Indian Express*. Zuletzt war Modi in Österreich zu Gast und beim G7-Gipfel in Italien, wo er auch Ukraines Präsident Wolodymyr Selenskyj traf. Auch der ist daran interessiert, die Handels- und Wirtschaftsbeziehungen zu Indien zu stärken, insbesondere bei Agrarexporten.

Doch hat Delhi es bisher vermieden, den russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine klar zu verurteilen. Stattdessen profitiert Indien von erhöhter Aufmerksamkeit der geopolitischen Lager, sagt der Indienexperte Tobias Scholz, Fellow am Thinktank GPPI in Berlin, zur

z. „Modi sieht die wieder erstarkte Blockbildung als Chance für seine transaktionale Außenpolitik, Indien als neutrales Land zu positionieren.“ Bei seinen sehr unterschiedlichen Reisen habe er nicht unbedingt den Anspruch, wie von ihm behauptet, Chefunterhändler für einen dauerhaften Frieden in der Ukraine zu sein. „Stattdessen geht es Modi im Kern darum, seinen Unterstützer:innen zu Hause sowie seinen internationalen Partnern zu zeigen, dass Indien eine weltweit geschätzte Macht ist, die eine strategisch unabhängige Außenpolitik betreibt.“ So wie der Westen Modis Moskau-Besuch im Juli hinnehmen musste, könne der Kreml jetzt nur zusehen, wie Modi in Kyjiw empfangen werde, so Scholz.

Indiens Beziehungen zur Sowjetunion sind historisch und werden weiter gepflegt, um den Import günstiger Energieträger und Rüstungsimporte aus Russland sicherzustellen. „Außerdem möchte Neu-Delhi verhin-

dern, dass Russland zu einem Vasallenstaat seines Erzrivalen China wird, der sich in letzter Konsequenz auch gegen Indien stellt.“ Dennoch: „Modis Reise nach Kyjiw signalisiert einen subtilen Wandel“, meint Šumit Ganguly, Gastwissenschaftler an der Universität Stanford. Zudem hätten Modi und Putin bei ihrem Treffen wenig Substantielles erreicht.

Der Termin nun ist besonders für westliche Länder von Bedeutung, da nicht nur Kyjiw heftig auf den Besuch in der russischen Hauptstadt reagiert hatte. Auf der anderen Seite ist bisher noch kein indischer Premier in die unabhängige Ukraine gereist, die Modi „Freund und Partner“ nennt. Der Handel zwischen Indien und der Ukraine ist sogar gewachsen und erreichte im Geschäftsjahr 2021–2022 3,3 Milliarden Dollar. Indien hat seit Russlands Angriff rund 100 Tonnen humanitärer Hilfsgüter an die Ukraine und deren Nachbarn bereitgestellt.

Rohingya verzweifeln zwischen den Fronten

In Myanmar mehren sich glaubwürdige Berichte, dass Angehörige der Rohingya-Ethnie jetzt auch von Rebellen angegriffen werden. Derweil ist die Lage der vor sieben Jahren nach Bangladesch Geflohenen in den Camps weiterhin völlig perspektivlos

Von **Sven Hansen**

„Auf dem Boot waren 30 Personen, darunter 18 Kinder. Nur vier haben überlebt,“ berichtete ein Augenzeuge anonym dem birmesischen Dienst des US-Auslandssenders RFA. Demnach kenterte das Boot mit Flüchtlingen der Volksgruppe der Rohingya am Montag beim Überqueren des Grenzflusses Naf, als es von Myanmars südwestlichem Rakhine-Staat nach Bangladesch fuhr.

Seit einigen Monaten fliehen Rohingya wieder vermehrt ins Nachbarland. Allein Anfang August sollen 5.000 Flüchtlinge auf einen illegalen Grenzübergang gewartet haben. Im Unterschied zur letzten großen Fluchtbewegung 2017 versucht Bangladesch nun aber die Grenze geschlossen zu halten. Rohingya-Männer fliehen nun auch aus ihrer Heimat, weil sie von der Militärjunta für deren Krieg gegen die Rebellen zwangsrekrutiert werden. Mittlerweile sind ganze Städte und Dörfer mit einem hohen Bevölkerungsanteil an Rohingya Schauplatz des Konfliktes geworden.

Früher vertrieb allein das Militär – auch mit dem Segen der Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi – die 1982 staatenlos gemachten Rohingya. Die werden in Myanmar offiziell als Bengali bezeichnet

und damit als illegale Einwanderer aus dem Nachbarland denunziert.

Doch mehrt sich seit April glaubwürdige Berichte, dass auch Rebellen der buddhistischen Arakan Army (AA) Rohingya angegriffen haben, etwa im Mai bei der Einnahme der Stadt Buthidaung oder Anfang August in Maungdaw. Zum einen, weil das Militär jetzt zwangsrekrutierte Rohingya gegen die AA einsetzt. Zum anderen haben sich aber auch kleine bewaffnete Rohingya-Gruppen wie die terroristische ARSA (Arakan Rohingya Salvation Army) mit dem Militär gegen die AA verbündet.

Das jetzt gesunkene Boot soll Rohingya transportiert haben, die aus Maungdaw, das inzwischen von der AA kontrolliert wird, fliehen wollten. Andere Flüchtlinge berichteten der Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch, dass sie seit April selbst von der AA angegriffen wurden, manche sogar noch auf Booten bei der Flucht auf dem Fluss Naf.

Die AA vertritt die buddhistischen ethnischen Rakhine und kämpft seit 2009 für die Autonomie der Region mit bis zu geschätzt 40.000 Bewaffneten. Erst nach dem Militärputsch 2021 hat sich die AA mit anderen Rebellen verbündet. Der Name Arakan ist der bis 1989 offizielle Name für Rakhine, wobei

historisch Arakan ein von Birma unabhängiges Königreich mit der Hauptstadt Mrauk-U war. Die daher symbolische Stadt fiel bei der jetzigen Offensive der AA als eine der ersten, bald folgte die bei Touristen beliebte Region um Ngapali-Beach. Heute hält das Militär nur noch Rakhines Hauptstadt Sittwe.

Die AA dementiert Angriffe auf Rohingya, wirft ihnen zum Teil Verleumdung vor und hat ande-



reits mehrere tausend von ihnen aus umkämpften Orten in Sicherheit gebracht. Doch auch ihr Anführer spricht von den Rohingya als Bengali. Die Hilfsorgani-

sation Ärzte ohne Grenzen zählte nach dem AA-Angriff auf Maungdaw eine Zunahme von Kriegsverletzungen unter den Rohingya, denen später die Flucht nach Bangladesch gelang.

Über den Naf fliehen schon seit Jahren muslimische Rohingya nach Bangladesch. Vor sieben Jahren, am 25. August 2017, massakrierte Myanmars Militär gemeinsam mit buddhistischen Milizen Rohingya, zündete ihre Dörfer an, vergewaltigte Frauen und trieb rund 740.000 Rohingya über die Grenze. Menschenrechtler sprechen von ethnischen Säuberungen oder gar einem Genozid.

Auslöser waren Überfälle der terroristischen ARSA auf myanmarische Grenzposten und Polizeistationen gewesen. Damit hatten erstmals islamistisch orientierte und mutmaßlich aus Pakistan und Saudi-Arabien unterstützte Rohingya in Form der Splittergruppe Arsa unter dem Vorwand des Widerstands gegen jahrzehnlange Diskriminierung bewaffnet zugeschlagen. Doch gaben sie dem Militär damit einen Vorwand, möglichst viele Rohingya nach Bangladesch zu treiben. Dort lebten bei Cox's Bazar bereits zuvor zehntausende Flüchtlinge.

Die Menschenrechtsorganisation Amnesty International sieht in

der jetzigen Fluchtbewegung ein „erschreckendes Echo der Massengewalt von 2017“. Heute sind bei Cox's Bazaar in Kutupalong und angrenzenden Camps rund eine Million Rohingya im größten Flüchtlingslager der Welt untergebracht. Sie sind auch dort völlig rechtlos, dürfen nicht arbeiten, die Camps kaum verlassen und die Kinder keine Schulen außerhalb besuchen.

Die Lage der Menschen dort ist so trost- wie perspektivlos. In den letzten Jahren hat es eine Zunahme der Gewalt gegeben – auch, weil zur Bekämpfung der regierungskritischen Proteste in Bangladeschs Hauptstadt Dhaka Polizisten abgezogen wurden. Bandenkriege, Brände und Schlammlawinen erschweren das Leben der Flüchtlinge, wie auch die zunehmenden Kürzungen der internationalen Hilfe.

Zwar sagte Bangladeschs Übergangspräsident Muhammad Yunus zu, dass seine Regierung die Flüchtlingen weiterhin unterstützen werde. Doch scheint auch er auf ihre Rückkehr zu setzen. Die vorherige Regierung lehnte jede Integration der Rohingya in die Gesellschaft Bangladeschs ab und bestand auf Rückkehr. Da es in Myanmar aber keine Sicherheitsgarantien gibt und der Krieg neue Risiken verdeutlicht, wird das in absehbarer Zeit nicht geschehen.

Eine aus Buthidaung geflohenen Rohingya-Familie in einem Lager bei Cox's Bazar in Bangladesch. Foto: Mohammad Ponir Hossain/reuters



Nur die Farbe Rot führt sofort in den OP

In Rafah im Gazastreifen ist ein Feldspital des Roten Kreuzes die einzige medizinische Anlaufstelle. Dort kommen oft Dutzende Verletzte auf einmal an

Von **Karim El-Gawhary**, Kairo

Vor dem Feldspital des Roten Kreuzes in Rafah herrscht Chaos. Mehr als ein Dutzend Krankenwagen stehen vor dem Areal aus Zelten, warten darauf, dass sie an der Reihe sind, ihre Verletzten auszuladen. Blaulicht, Geheule. Sanitäter geben Anweisungen. Immer wieder ist das Auseinanderklappen der Ambulanzliegen zu hören, die dann Richtung Eingang geschoben werden.

Das Feldspital ist derzeit die einzige Anlaufstelle für die palästinensischen Verletzten nach israelischen Angriffen auf die Stadt Rafah und die Zeltlager in deren Umgebung. Oft kämen, so der deutsche Pflegedienstleiter Simon Rinnert, Dutzende Schwerverletzte auf einmal an. „Dann triagieren wir“, sagt er.

Wer sofort operiert werden muss, erhält die Farbe Rot. Diejenigen im kritischen Zustand, die aber noch etwas warten können, bekommen Gelb. Wer

noch aufrecht stehen kann, erhält Grün und muss warten, erzählt Rinnert.

Er erinnert sich auch gut an seinen ersten Tag im Feldspital. „Wir hatten über 50 Verletzte, einige davon sehr schwer, und über 20 Tote, die gleichzeitig hier angekommen sind. Es war fast schon apokalyptisch“, schildert er. „Während die Leute angekommen sind, haben wir um uns herum Explosionen und Maschinengewehrfeuer gehört. Raketen flogen durch die Luft.“

Über 80 Prozent der im Feldspital eingelieferten Fälle sind Kriegsverletzte. Einer von ihnen ist Muhammad Miche-mar, der ein Bein verloren hat. Er ist der Einzige, der einen israelischen Raketenanschlag in sein dreistöckiges Familienhaus überlebt hat. 16 seiner Angehörigen sind tot. „Kinder meines Bruders wurden vor meinen Augen zerfetzt, andere sind bis ins Nachbarhaus geflogen. Meine Mutter, und meine Schwestern, mein Bruder, mein Vater, alle

waren tot. Mögen sie in Frieden ruhen“, sagt er.

Akram Abu Warda wurde bei einem israelischen Angriff auf das Mawasi-Lager Mitte Juli schwer verletzt. Sein Darm lag frei und musste wieder zusam-

„Alle starteten auf meine zerfetzten Beine“

Nedaa Muhammad, Patientin

mengenäht werden, erzählt der Vater von zwei kleinen Kindern. „Seit zehn Monaten sterben wir hier. Wir gehen zu Bett mit dem Geräusch von Explosionen.“ Er nimmt ein Handtuch und wischt sich die Tränen aus dem Gesicht: „Und wir wachen mit den gleichen Geräuschen auf.“

Als die Bombe einschlug, färbte sich der Himmel rot, erzählt Nedaa Muhammad, die ohne Beine auf einem der Betten des Spitals sitzt: „Ich habe nach

dem Knall der Explosion nichts mehr gehört und ich hatte keine Schmerzen. Aber alle starteten auf meine zerrissenen Beine. Beide wurden amputiert. Es ist ein Wunder, dass ich überlebt habe. Seit zwei Monaten werde ich jetzt hier behandelt.“

Vor dem Zelt schiebt sich der kleine Saleh Arafat in seinem Rollstuhl über einen Pflasterweg zwischen den Zelten hindurch. Er ist vielleicht 12 Jahre alt. Auf seinem Schoß liegt eine Decke, sie verdeckt den Oberschenkelstumpf eines Beins. „Als die Bomben kamen, habe ich mein Bein verloren. Um mich herum lauter Tote und Verletzte“, erinnert er sich. „Als mein Vater mich weg-trug, gab es um uns weitere Explosionen, bis wir das Auto erreicht haben.“ Am Ende ist er im Rot-Kreuz-Feldspital gelandet.

Über 30 internationale und 200 palästinensische Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen kümmern sich hier um die Verletzten. Vor allem für die palästinensischen Mitarbeiter hat

Rinnert großen Respekt, sagt er. „Fast alle haben nicht nur eines, sondern mehrere Traumata erlebt. Das macht es schwer, einfach mit seinem Job weiterzumachen“, so Rinnert. „Wenn man sich Gedanken darüber machen muss, wie es der eigenen Familie geht, während gerade irgendeine militärische Operation in dem Flüchtlingslager stattfindet, in dem sie leben.“

Allein von Mitte Juli bis Anfang August wurden über 6.000 Patienten in dem Rot-Kreuz-Feldspital behandelt. Etwa die Hälfte von ihnen waren Frauen. Kinder unter 15 Jahren machten etwa ein Drittel der Patienten aus. Das Deutsche Rote Kreuz hat geholfen, das seit Mai arbeitende Spital medizinisch auszustatten und Fachkräfte bereitzustellen. „Die humanitäre Lage im Gazastreifen ist katastrophal und die medizinische Versorgung völlig unzureichend, da viele Krankenhäuser nicht mehr funktionsfähig sind“, erklärt Christof Johnen, der Leiter für Interna-

tionale Zusammenarbeit beim DRK. Der Palästinensische Rote Halbmond habe dringend um Unterstützung gebeten. Angesichts der Erfahrung des DRK mit dem Aufbau und Betrieb solcher Hilfsstrukturen sei es selbstverständlich gewesen, zur besseren Versorgung der Zivilbevölkerung beizutragen, sagt er. „Alle Probleme lösen“, betont Johnen, „kann das Rotkreuz-Feldspital aber natürlich nicht“.

Trotzdem ist eines sicher: Mit dem in Trümmern liegenden palästinensischen Gesundheitssystem im Gazastreifen sind Projekte wie das Rot-Kreuz-Feldspital in Rafah für viele Menschen im Gazastreifen buchstäblich eine Frage des Überlebens.

Anmerkung: Da keine Journalisten in den Gazastreifen hineingelassen werden, basiert dieser Text auf dem Material eines vom Autor beauftragten Kameramanns, dem das ICRC exklusiven Zugang zum Rot-Kreuz-Feldspital in Rafah gegeben hat.



Nick Reimer über die Wirksamkeit von Klimapolitik

Paradies verloren, Welt zu retten

Das ist eigentlich eine Binsen: Klimaschutz bedeutet, Treibhausgase einzusparen. Insofern ist ernüchternd, was eine großangelegte Studie unter der Leitung des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung (PIK) zutage fördert: Sie untersuchte 1.500 Gesetze, Verordnungen und Vorschriften, die zum Zwecke des Klimaschutzes in den vergangenen 24 Jahren erlassen wurden. Wirklich messbar zur Reduktion von Treibhausgasen trugen davon 189 bei. Das sind gerade einmal 12,6 Prozent.

Gut gemeint ist offenbar nicht ausreichend, um den Klimaschutz voranzubringen. Es muss auch gut gemacht sein! Deutschlandticket und Tankrabbat, E-Auto-Förderung und Dieselprievilege, neue LNG-Terminals und das Ziel von Treibhausgas-Neutralität in wenigen Jahren – die selbst erklärte Fortschrittskoalition aus SPD, FDP und Bündnisgrünen jedenfalls fährt beim Klimaschutz zweigleisig und justiert deshalb nicht richtig.

Unsere Vertreibung aus dem Paradies, dem mitteleuropäischen gemäßigten Klima, lässt sich nicht mehr verhindern, dafür sind bereits zu viele Treibhausgase in der Atmosphäre: In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts werden wir in Deutschland ein Klima bekommen, wie es heute in Norditalien oder Südfrankreich herrscht – nur dass es hierzulande weiterhin sehr strengen Frost geben wird.

Dennoch steht noch einiges auf dem Spiel. Und zwar die völlige Verheerung der Welt als Ganzes im kommenden Jahrhundert: mit abschmelzenden Polkappen, meterweit steigendem Meeresspiegel, unbewohnbaren Hitzeregionen, Flüchtlingsströmen und Schäden so groß wie die aus Weltkrieg I und II zusammen.

Die gute Nachricht, das zeigt die Studie, ist: Politik kann tatsächlich Treibhausgase senken, wenn sie richtig justiert. Dafür allerdings muss sie den Klimaschutz zum vorrangigen, übergeordneten Politikziel erklären. Das ist genau das Gegenteil jener kurzfristigen Klientelpolitik, die derzeit betrieben wird.

der tag 2

Simon Poelchau über die staatliche Rettung der Meyer-Werft

Fehler wie bei der Lufthansa

Es war der Tag von Olaf Scholz: In Papenburg konnte der Kanzler zusammen mit seinem SPD-Parteifreund, Niedersachsens Ministerpräsident Stephan Weil, die Rettung der traditionsreichen Meyer-Werft verkünden. Leider wird der Bund damit vermutlich wie bei vergangenen Hilfsaktionen auch viele Chancen vertun.

3.300 Menschen arbeiten in der Werft in Papenburg. Berücksichtigt man die Zulieferer, dann hängt an dem Unternehmen 18.000 Arbeitsplätze in der Region. Auch wenn das Emsland nicht mehr so strukturschwach wie einst, ist die Rettung dieser Jobs ein Faktor, der nicht zu vernachlässigen ist. Insofern ist es nachvollziehbar, wenn Bund und Land die größte Werft Deutschlands nicht tatenlos zugrunde gehen lassen wollen. Zumal es dem Unternehmen eigentlich gar nicht so schlecht geht. Es leidet vor allem an finanziellen Engpässen, die eine Corona-Spätfolge sind.

Zur Wahrheit gehört aber auch: Das Geschäftsmodell der Meyer-Werft ist alles andere als ökologisch nachhaltig. Damit die dort gebauten Schiffe in See

stechen können, muss die extra ausgebaute Ems teilweise sogar noch gestaut werden. Und überhaupt ist das Hauptprodukt – nämlich Kreuzfahrtschiffe – ein Klimakiller. Insofern wäre es sinnvoll, wenn Bund und Land Niedersachsen ihren Einstieg nutzen, um das Geschäftsmodell auch ökologisch nachhaltig aufzustellen und so die klimaneutrale Schifffahrt zu fördern.

Doch die Regierung will es so machen wie einst bei der Lufthansa: 2020 rettete der Bund mit Milliarden die durch die Corona-Pandemie angeschlagene Airline, hielt sich aber aus dem Geschäft heraus. Mittlerweile hat der Staat seine Lufthansa-Anteile zwar wieder mit Gewinn verkauft, damit aber auch verpasst, Einfluss auf den Konzern zu nehmen. Er hätte etwa alle Inlandsflüge streichen lassen oder die Airline mit der Deutschen Bahn zu einem großen Mobilitätskonzern in öffentlicher Hand fusionieren können, wie es einst die Linkspartei forderte. Doch der Bund hat diese Chance vertan. Er wird denselben Fehler bei der Meyer-Werft wieder machen.

wirtschaft + umwelt 8

Nicholas Potter über Gaza-Proteste beim Parteitag der US-Demokraten

Israel soll weg

Wer die Gaza-Proteste vor dem demokratischen Parteitag in Chicago diese Woche begrüßt oder als „willkommene Konsensstörung“ beschreibt, verharmlost eine antiisraelische Bewegung, die sich seit dem 7. Oktober zunehmend vom demokratischen Diskurs verabschiedet.

Auf den Demos in Chicago zu sehen: Flaggen der Hisbollah, des Irans oder Samidoun – Gruppen und Staaten, die direkt oder indirekt am Terror gegen israelische Zivilist*innen beteiligt sind. Am Dienstag verbrannte ein verummter Demonstrant eine Israel-US-Mischflagge. Auf Transparenten steht neben einer Kalaschnikow „Bring the war home“ oder „Shut down the DNC for Gaza“.

Die Botschaft ist klar: Es geht nicht um Dialog, es geht um eine infantile Intifada-Inszenierung, die ausgerechnet den demokratischen Parteitag zum Desaster machen will – in einem Wahlkampfjahr, das womöglich die Zukunft der US-amerikanischen Demokratie entscheiden wird.

Kann man die Kriegsführung der israelischen Armee kritisieren, etwa dass es zu viele zivile Opfer in Gaza gibt?

Man muss es. Aber es ist naiv zu glauben, dass ein Stopp der Waffenlieferungen aus den USA, wie die Demonstrierenden sie fordern, den Krieg in Nahost beenden würde. Israel wird nach wie vor von Iran und seinen Proxys angegriffen. Wenn der jüdische Staat sich nicht mehr wehren kann, dann ist ein zweiter 7. Oktober die Folge.

Die Maximalforderungen der Bewegung zeigen, wohin die Reise geht: in eine Welt, in der Israel nicht mehr existiert. Denn unter diesen ist auch die Einstellung jeglicher Hilfe an Israel – was die Finanzierung des Iron Dome gefährden würde, ein Luftabwehrsystem, das Zivilist*innen schützt und die Eskalation des ständig schwelenden Konflikts schon in vielen Fällen verhindert hat.

Wer nun insinuiert, dass Kamala Harris wegen der Israel-Solidarität ihrer Partei lediglich das geringere Übel gegen Donald Trump darstelle und das nicht ausreiche, verkennt, was im November auf dem Spiel steht: die Abschaffung der Demokratie. Und was durch einen Harris-Sieg gewonnen wäre: die erste Frau und die erste schwarze Frau im Weißen Haus.

debatte

Wurzeln des Populismus

AfD, BSW: Das ostdeutsche Parteiensystem koppelt sich zunehmend ab. Es spiegelt eine zunehmende Entfremdung vom Gesamtstaat wider

In den Neunziger- und Nullerjahren haben PolitikwissenschaftlerInnen gelernt: Das ostdeutsche Parteiensystem wird sich allmählich dem im Westen angleichen. Die Linkspartei, früher PDS, galt als ostdeutscher Sonderfall, der durch den Faktor Zeit allmählich von selbst verschwinden werde. Und die Regierungsbeteiligungen der SPD der vergangenen Jahrzehnte führte man als Beweis dafür an, dass sich selbst eine westdeutsche Partei, die nach 1989 komplett neu aus dem Boden gestampft werden musste, etablieren kann.

Inzwischen ist klar: Die Angleichungstheorie kann man getrost in den Schredder geben. Seit 2014 gehen die Ergebnisse der AfD, die in drei Ostländern offiziell als rechtsextrem eingestuft ist, nach oben. Und das neue Bündnis Sahra Wagenknecht (BSW) hat bei den Europawahlen im Osten aus dem Stand zweistellige Ergebnisse geholt; nach allen Umfragen dürften sich die Zahlen bei

Die niedrige Wahlbeteiligung im Osten hat verdeckelt, dass die etablierten Parteien nur scheinbar stark waren

den drei Landtagswahlen in Thüringen, Sachsen und Brandenburg verfestigen. Der Niedergang der Linkspartei wiederum kommt mit größerer Wucht als prognostiziert. Die SPD kratzt bedrohlich nahe an der Fünfprozenthürde – wer dies vor 15 Jahren prognostiziert hätte, wäre vermutlich ausgelacht worden –, und die Grünen verharren als StudentInnenpartei in den Innenstadtvierteln von Leipzig, Dresden und Jena. Darüber hinaus sieht es karg aus.

Die ostdeutsche Parteienlandschaft wird heute dominiert von der AfD, dem BSW und der CDU. Linke und SPD können noch von ihrem MinisterpräsidentInnenbonus in Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg beziehungsweise Thüringen profitieren. Aber wie lange noch?

Nüchtern betrachtet hat sich das ostdeutsche Parteiensystem nach über 30 Jahren ehrlich gemacht. Die niedrige Wahlbeteiligung der Vergangenheit hat verdeckelt, dass die etablierten Parteien jenseits der CDU nur scheinbar stark waren. Ein Ergebnis von 28 Prozent bei einer früher typisch ostdeutschen Wahlbeteiligung von um die 50 Prozent sagte wenig aus über den realen Rückhalt in der Gesamtheit der Wahlberechtigten. Seit einigen Jahren geht die Wahlbeteiligung im Osten nach oben – aber nicht zugunsten der linken und Mitte-links-Parteien.

Warum unterscheidet sich die ostdeutsche Parteienlandschaft so fundamental von der westdeutschen? Besonders das BSW als neues Phänomen gibt Aufschluss darüber, weil es dabei ist, sich zum Repräsentanten der Befindlichkeiten und Mentalitäten der ostdeutschen Mitte zu entwickeln. Die Partei bindet WählerInnen, denen die AfD zu radikal ist und die CDU zu sehr Staatspartei. Natürlich ist der Russlandversteh-Faktor des BSW mitentscheidend, den die CDU als durch und durch westdeutsch-transatlantisch geprägte Par-

tei im Osten nicht bieten kann und will. Aber darüber hinaus richtet sich das BSW an ein spezifisch ostdeutsches Milieu, das an Werte wie Leistung, Eigentum, Regeln und soziale Gerechtigkeit glaubt, sich aber vom Staat betrogen oder drangsaliert sieht. Man definiert sich als Teil der Mitte, fühlt sich aber zugleich ausgeschlossen. Deshalb verfängt hier der „Die da oben“-Populismus Wagenknechts. Auffallend ist: Die Fanbasis des BSW machen überdurchschnittlich häufig Kleinunternehmer und Angestellte in der Privatwirtschaft aus. Es ist ein Milieu, das die Regeln der westdeutschen Marktwirtschaft durchaus verinnerlicht, aber ökonomisch mehr zu kämpfen hat, weil es bei Krisen weniger auf geerbtes oder erwirtschaftetes Old Money zurückgreifen kann.

Wenn bei einem westdeutschen Kleinunternehmen oder einer Mittelschichtsfamilie eine Steuernachzahlung des Finanzamts oder höhere Energierechnungen eintrudeln, können diese in der Regel aus Rücklagen bezahlt werden – in Ostdeutschland kann so etwas wegen der geringeren Kapitalbasis schnell bedrohlich sein. Das erklärt, warum das Wetter in der Sahra Wagenknechts gegen hohe Energiepreise so verfängt. Dazu: Sie fordert Entlastungen für den Mittelstand und einen höheren Mindestlohn. Im Osten ist dies kein Widerspruch, denn es gehört zum kollektiven ostdeutschen Erfahrungsschatz, dass man schnell durch den Rost des Sozialsystems fallen kann. Insofern hat das BSW eine Marktlücke besetzt, die sowohl die neoliberalen Parteien FDP und CDU als auch die etatistischen Parteien SPD und Linke ignoriert haben.

Die Kritik, dass das BSW eine Retortenpartei mit Top-down-Strukturen sei, verfängt ebenfalls nicht. Die SPD wird noch in 10 Jahren vergeblich versuchen, im Erzgebirge ein funktionierendes Ortsvereinsystem aufzubauen – Wagenknecht und ihre Strategen haben kühl erkannt, dass man mit klassischem Parteaufbau nicht weit kommt im Osten: Das Demokratieverständnis ist hier direkter, plebiszitärer, weniger an herkömmlicher Parteiarbeit orientiert, wie der Soziologe Steffen Mau feststellt.

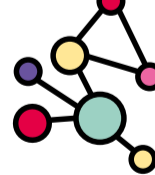
Und was der gemeinsame Nenner von AfD und BSW – bei allen gravierenden Unterschieden – ist: Sie eint, dass sie sich als populistische Stimme gegen den Zentralstaat in Berlin und dessen Politik wenden: gegen die Coronapolitik und die Ukraine-Unterstützung, gegen unregelmäßige Migration, gegen als gängelnd wahrgenommene Heizungsgesetze, gegen „Genderwahn“. Hier wird eine Entfremdung vom Gesamtstaat deutlich, die mit den Jahren offenbar stärker und nicht kleiner geworden ist.

Die gute Nachricht ist: Parteibindungen sind zwischen Warnemünde und Suhl schwächer ausgeprägt; eine Partei kann schnell als neuer strahlender Stern auftauchen, aber im Fall von Enttäuschung bei einer Regierungsbeteiligung auch ebenso schnell wieder verglühen. Aber fest steht: Das ostdeutsche politische System funktioniert fundamental anders. Was das für den vielbeschworenen inneren Zusammenhalt der Republik bedeutet und wie den Ursachen des ostdeutschen Populismus beizukommen ist, darüber muss dringend geredet werden.



Gunnar Hinck ist taz-Meinungsredakteur. 2007 erschien von ihm im Ch. Links Verlag das Buch „Eliten in Ostdeutschland“ über den Elitenaustausch in den neuen Ländern, womit er es in die FAZ und sogar ins „Sat.1-Frühstücksfernsehen“ schaffte.

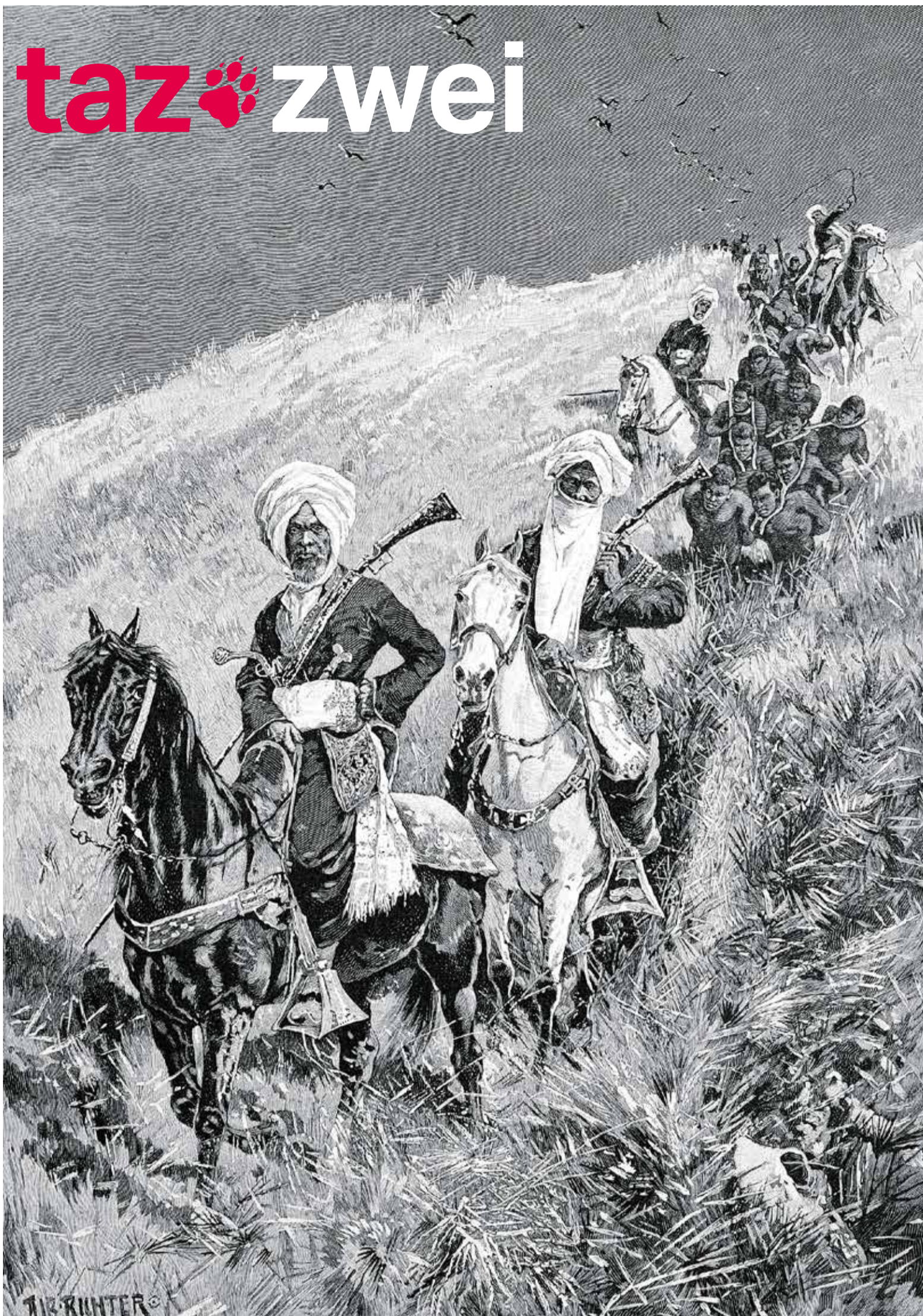
ost
wahlen
2024



Dieser Text ist Teil unserer Berichterstattung zu den Wahlen 2024 in Brandenburg, Sachsen und Thüringen. Die taz zeigt, was hier in diesem Jahr auf dem Spiel steht.

Alle Texte dazu finden sie auf taz.de und hier:





Sklavenzug auf Sansibar, Historischer Stich, ca. 1888
Foto: H. Tschanz-Hofmann/ imago

–1977): Ihre Eltern waren als junge Menschen in Tennessee nämlich noch Versklavte gewesen! Das muss man einmal gründlich auf sich wirken lassen. Storytelling ist in afroamerikanischen Familien ein zentraler Bestandteil der Kultur, der Identität stiftet und Wissen übermittelt.

Doch ähnlich wie bei unseren jüdischen Schwestern und Brüdern, die mit dem Aussterben der Holocaust-Überlebenden die Anwesenheit der Zeitzeug:innen schmerzlich vermissen, bedürfen wir – und die breite Öffentlichkeit überhaupt – einer aktiven Geschichtspflege. Das zeigt in aller Deutlichkeit die Situation in den USA, wo der Wertekonflikt integraler Bestandteil des Wahlkampfs ist. Die Entscheidung einiger konservativ geführter US-Schulbezirke, zahlreiche Bücher über die Sklaverei – wie übrigens auch über die Shoah – aus den Lehrplänen zu streichen, ist ein alarmierendes Zeichen für die anhaltenden Auseinandersetzungen um die Erinnerungskultur.

Am 23. August jährt sich der Internationale Tag der Erinnerung an den Sklavenhandel und an seine Abschaffung

Die Verdrängung der Sklaverei ist freilich eine Tendenz, die nicht nur der weißen, christlich-konservativ geprägten Dominanzgesellschaft bescheinigt werden muss.

Bei woken Wortführer:innen und muslimischen Meinungsbildner:innen herrscht eine auffällige Zurückhaltung, sich mit bestimmten Aspekten der eigenen unrühmlichen Geschichte auseinanderzusetzen. Mit diesem Reflex schaffen sie das dubiose Bravourstück, den arabischen Sklavenhandel der historischen Betrachtung zu entziehen. Dabei geht es hier nicht um einen Nebenschauplatz des Menschenhandels: Das europäische Geschäft mit afrikanischen Menschen dauerte ca. 400 Jahre. Der arabische Sklavenhandel florierte nahezu anderthalb Millennien lang.

Dass ein systematisches Verbrechen gegen die Menschheit, das sich von islamischen Ländern aus über drei Ozeane und dreizehn Jahrhunderte hinweg ausdehnte, ignoriert wird, ist eine Schande. Nicht minder schlimm ist, dass auf den Gebeinen von etlichen Generationen Schwarzer Opfer ein dauerhafter Angriffskrieg gegen Israel ausgefochten wird. Das Schweigen über die eigene dunkle Geschichte erzeugt eine kognitive Dissonanz, die es der propalästinensischen Bewegung ermöglicht, den Rassismus in einem moralisch selbstgerechten Rahmen zu verurteilen, während sie gleichzeitig dazu aufruft, den jüdischen Staat auszulöschen.

Im Namen der Dekolonisierung wird eine selektive Erinnerungskultur gepflegt, die einen arabischen Freiheitskampf gegen den Westen idealisiert, während der islamische Imperialismus und dessen bis heute spürbare Auswirkungen auf die Hälfte des afrikanischen Kontinents ausgeklammert werden. Schwarze kommen nur als Bauernopfer vor, dürfen gerne mitreden – aber nur solange sie das Nakba-Narrativ in den besetzten Hörsälen und auf Instagram und Tiktok weitererzählen. Und solange sie den Namen Joshua Mollé nicht erwähnen, den in Israel arbeitenden Tansanier, der von der Hamas vor laufender Kamera rassistisch beschimpft und brutal hingerichtet wurde.

Seit dem 7. Oktober erleben wir, wie der Begriff „Apartheid“ eher hysterisch als historisch fundiert benutzt wird. Durch die Fokussierung auf den westlichen Kolonialismus konstruieren islamistische Bewegungen ein simplifiziertes Feindbild-Narrativ, das eigene Machtansprüche legitimiert und eine kritische Selbstreflexion verhindert. Doch Befreiung bedeutet nicht zuletzt, sich von der Sklaverei der selektiven, systematischen Geschichtsverweigerung zu emanzipieren.

talkshow

Weißer Flecken der Erinnerungskultur

In muslimischen Communities wird der eigene Anteil am Sklavenhandel noch immer weitgehend verdrängt. Im Westen ist die Erinnerungskultur von konservativer Seite immer wieder neuen Attacken ausgesetzt. Frei sein aber kann nur, wer die eigene Geschichte kennt und sich zu ihr bekennt

Von Michaela Dudley

Am 23. August jährt sich der Internationale Tag der Erinnerung an den Sklavenhandel und an seine Abschaffung. Der Gedenktag, der 1998 von der Unesco ausgerufen wurde, ist für uns Schwarze von besonderer Bedeutung. Denn viele von uns in der Diaspora, wie ich, sind Nachkommen von Menschen, die als Versklavte aus Afrika verschleppt und lebenslang ausgebeutet wurden.

Die Wurzeln des transatlantischen Sklavenhandels reichen bis ins Jahr 1619 zurück. Bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden rund zwanzig

Millionen Männer, Frauen und Kinder gewaltsam entführt, angeketet und in die Laderäume wartender Schiffe gezwängt. Schätzungsweise zwei Millionen von ihnen erlagen den erbarmungslosen Bedingungen an Bord der Seelenverkäufer. Parasitenbefall, Peitschenhiebe, Pocken: Alltag in der Enge unter den knarrenden Planken. Wer während der sogenannten Mittelpassage nicht in die Wellen entsorgt wurde, kam in der Neuen Welt wie ein Stück Vieh zur Versteigerung.

Meine Vorfahren landeten in Nordamerika, als es die Vereinigten Staaten noch lange nicht gab. Wer nicht das Glück hatte, eines Tages freigekauft zu werden oder bei der neuen Armee im Krieg gegen die Briten dienen zu

dürfen, musste in der Regel als Eigentum weißer Plantagenbesitzer auf dem Feld ackern. Manche arbeiteten eher im Hause des Herrn, aber ebenda wurden sie, ob Männlein oder Weiblein, routinemäßig vergewaltigt. Das erklärt, warum ich mit meiner verhältnismäßig hellen Haut zu den *light-skinned* Schwarzen zähle. Ein „Privileg“, das in Folge eines generationenübergreifenden Purgatoriums entsteht.

Das Datum des Gedenktags kommt nicht von ungefähr. In der Nacht vom 22. auf den 23. August 1791 begann in der damaligen französischen Kolonie Saint-Domingue eine Rebellion, die Schockwellen rund um den Globus sandte. Angetrieben von einem unerlöschlichen Willen zur Freiheit er-

hoben sich die Versklavten gegen ihre Unterdrücker. Der Aufstand, unter der Leitung von Toussaint Louverture und Jean-Jacques Dessalines, führte zur Gründung Haitis und inspirierte Abolitionistinnen zur Bekämpfung der Sklaverei weltweit. Aber noch heute ist dieser Aufstand, obwohl akribisch dokumentiert, wenigen Menschen bekannt.

In meiner Kindheit in den USA der 1960er Jahre, auch als die Bürgerrechtsbewegung an Fahrt aufnahm, war eine offene, umfassende Diskussion über die Sklaverei noch immer weitgehend tabuisiert. Der Kalte Krieg und die fieberhafte Angst vor einer Umverteilungslorgie ließen es nicht zu. Etliches, was ich in puncto Sklaverei lernte, erfuhr ich von meiner Großmutter (1893

Wenn dir das Leben Zitronen schenkt...

Im Internet kann man sich der Trendfrucht Zitrone kaum entziehen. Ob als Modefarbe, Lebensmittel oder in Buchform, überall wird sie verarbeitet. Woher kommt der Hype um die Zitrusfrucht?

Von **Carolina Schwarz** (Text)
Imke Staats (Illustration)

Sobald ich Instagram öffne, sehe ich Zitronengelb. Auf einer Servierplatte wird Sorbet in ausgehöhlten Zitronenhälften präsentiert. Swipe. Eine Hand presst den Saft einer Zitrone über gebrillte Scampi. Swipe. Ein Pastarezept mit Zitronenschale, natürlich mit denen aus Sizilien. Swipe. Kaffee mit Zitrone – der neue Lifehack zum Abnehmen. Swipe. Werbung für ein Leinwandhemd in Pastellgelb, Trendfarbe Zitrone. Swipe. Der Taschen Verlag veröffentlicht ein neues Coffee Table Book „The Gourmand's – A Collection of Stories and Recipes“, es geht natürlich um Zitronen.

Die pastellgelbe Dauerbeschallung kann kein Zufall sein, denke ich, sie muss für einen Trend stehen. Es scheint, als hätten sich von der Profibäckerin über den Hobbykoch bis zur Interior Designerin alle abgesprochen: Wir posten jetzt nur noch Zitronen bei Instagram. Doch kann so ein alltägliches Lebensmittel über Trend werden?

Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, bestelle ich mir „The Gourmand's“ von David Lane und Marina Tweed. Das Buch mit seinen großen Bildern und Rezepten macht Lust auf Sommer, und ich habe plötzlich Lust auf ein Glas eiskalte Cola mit einer Zitronenscheibe. Stattdessen lese ich und lerne, dass Zitronen schon seit Jahrtau-

senden abgebildet werden. Der Brauch, sein Essen visuell zu dokumentieren, ist eben deutlich älter als Social Media. Schon im 5. Jh. v. Chr. wurden Zitronen in einer Höhle in Indien gemalt. Später tauchten sie in niederländischen Stillleben des 17. Jh., in der italienischen Renaissance ebenso wie bei den Kubisten und Surrealisten auf. Unter den großen Namen des 20. Jahrhunderts – von Matisse über Picasso, Cézanne und Kahlo bis zu

Mit der Zitrone verbinden wir vor allem Sommer und die Sehnsucht nach dem Süden, Jugendlichkeit, Frische und Gesundes

Warhol und Lichtenstein – fanden sich einige Zitronenfans.

Während die Zitrusfrucht in Sprichwörtern eher für Negatives erhalten muss („When life gives you lemons“), steht sie in der bildenden Kunst für Luxus, Exotik, Fruchtbarkeit und Gesundheit. Doch nicht nur da, auch in der Literatur und in der Popmusik nimmt die Zitrone eine größere Rolle ein als, sagen wir, die Birne oder Zucchini. In „The Lemon Song“ von Led Zep-

liert, wenn man eine Zitrone zu fest drückt. Das Lied, das voller sexueller Anspielungen ist, führte dazu, dass Fans bei Konzerten Zitronen auf die Bühne warfen.

Die kurzen Essays über das Vermächtnis der Zitrone in Literatur, Kunst und Werbung sowie die verschiedenen Zitronen-Rezepte bilden in der Gesamtheit eine Ode an die Königin der Zitrusfrucht. Und obwohl Instagram in den Texten nicht erwähnt wird, erklärt das Buch dann vielleicht doch, wie die Zitrone zum Hype werden konnte. Schließlich verbinden wir mit ihr vor allem Sommer und die Sehnsucht nach dem Süden, Jugendlichkeit, Frische und Gesundes. Alles Dinge, die bei Instagram gut funktionieren.

Dass Menschen im Netz teilen, was sie essen, ist mittlerweile vollkommen normal. Bevor wir mit der Gabel den ersten Bissen vom Teller nehmen, schießen wir erst einmal ein Foto (#cameraeatsfirst). Unabhängig ob Zuhause, von der Portion Pommes im Freibad oder im Sternrestaurant. Und das machen nicht nur Food-Influencer, also Menschen, die damit Geld verdienen, sondern auch der bayrische Ministerpräsident Markus Söder und ich so. Immer wieder passiert es, dass bestimmte Lebensmittel oder Rezepte viral gehen. Das Avocadobrot beispielsweise hat seinen Welterfolg Instagram zu verdan-

ken. Studien zeigen, dass YouTube, Instagram und Co unser Essverhalten verändert haben. Das wissen Gastronominnen gleichermaßen wie Food-Blogger, weswegen Essen längst eine Frage der Ästhetik geworden ist. Restaurants reagieren darauf und kreieren ihre Gerichte so, dass sie besonders fotogen sind.

Doch wieso fotografieren Menschen überhaupt so gerne ihr Essen? Die Kulturwissenschaftlerin Annekathrin Kohout, die zum Wandel von Food Photography geforscht hat, sieht dafür mehrere Gründe: „Viel geht es darum, sich ein schönes oder gutes Essen zu erinnern. Aber natürlich spielt es auch eine Rolle, mit dem Essen einen bestimmten Status für sich zu beanspruchen.“ Dass Essen ästhetisch angerichtet werde, sei in jedem Fall kein neuer Trend. Das Sprichwort „Das Auge isst mit“ beweist das.

Wie ein Hype oder Trend in sozialen Medien genau entsteht, lässt sich nicht immer nachvollziehen. Manchmal postet ein Promi ein Rezept, das dann alle nachkochen oder eine bestimmte Ästhetik setzt sich zu einer bestimmten Zeit eben durch. Auch Kohout kann die Zitrone nicht erklären: „Heutzutage ist es viel schwerer geworden, einzelne Trends zu bestimmen, weil unsere Timeline mittlerweile so stark ein Spiegel unserer eigenen Interessen und Community ist.“ So ein Phä-

nomen wie das Avocadobrot könnte also heute, gar nicht mehr so leicht geben, weil unser Feed mittlerweile viel stärker mit personalisierten Algorithmen arbeitet als noch vor zehn oder fünfzehn Jahren. So ist es sehr unwahrscheinlich, dass einem Veganer das Foto eines Steaks reingespült wird oder einer Fleischesserin eine Healthy Bowl. „Essen ist als Lifestyle-Element auch identi-

selbst am Tisch gegrillt werden. Hauptsache es zischt, dampft und brennt. In der Fotografie bei Instagram wird dagegen auf eine cleanere Ästhetik oder auf viel Blitz und Kontrast gesetzt. Bei YouTube und in Reels dominieren nicht Videos fertiger Gerichte, sondern von der Zubereitung inklusiver ASMR-Effekte. Also Essen in Nahaufnahme, Waschen und Schneiden ins Slow Motion – Dinge, die einen beim Zusehen stimulieren sollen.

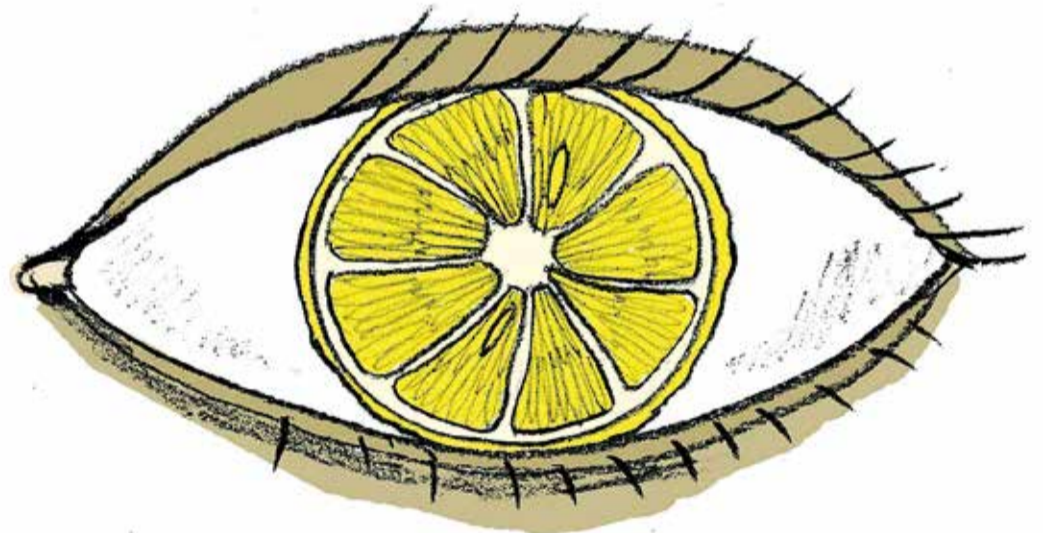
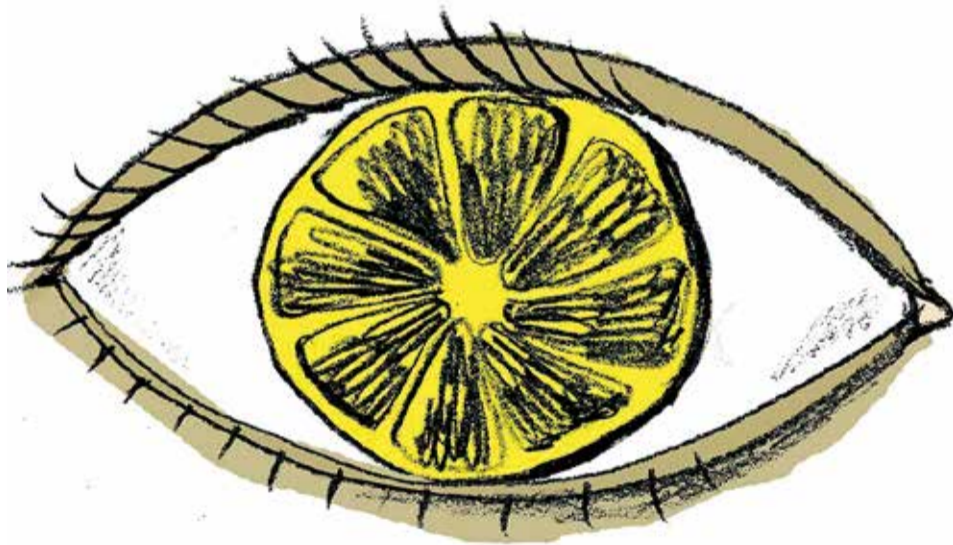
Vielleicht ist die Zitrone also gar nicht der alles bestimmende Sommertrend. Ich habe mich von meiner pastellgelben Timeline täuschen lassen. In Wahrheit feiert die Zitrone vermutlich jeden Sommer ein neues Comeback. Schließlich hatten schon unsere Omas die Plastiktischdecken mit Zitronen im Sommer auf ihren Gartentisch, Beyoncé verwüstet im zitronengelben Kleid auf ihrem Album „Lemonade“ die Stadt und das Kochbuch „Simple“ von Ottolenghi, auf dessen Cover eine große gelbe Zitrone prunkt, steht mittlerweile in jeder Küche und hat damals für einen neuen Hype der Zitrusfrucht gesorgt. Wir vergessen in den grauen, trüben Wintern nur immer, wie schön das sommerliche Leben mit der Zitrone ist.

„The Gourmand's Lemon. A Collection of Stories and Recipes“, Taschen Verlag, 272 Seiten, 40 Euro



tätsstiftend und man zeigt, mit dem, was man isst, auch Zugehörigkeit oder übt Distinktion aus“, sagt Kohout.

Statt einzelner Lebensmittel seien Trends jetzt eher über Stilmerkmale zu erkennen. Dabei funktionieren Essen in den sozialen Medien unterschiedlich: Während bei Instagram die Ästhetik im Vordergrund steht, ist es bei TikTok die Show. Hier muss die Schokosauce live über das Dessert gekippt werden oder



Simone Dede Ayivi
Diskurspogo

ADHS und die Perspektiven of Color

Ich war über vierzig, als ich rausgefunden habe, dass ich ADHS habe. Dabei (das weiß ich heute) habe ich schon als Kind Symptome gezeigt, die so auffällig waren wie ein Faschingsumzug.

Darüber, warum Frauen oft erst später im Leben diagnostiziert werden, wurde schon viel geschrieben und es ist einfach, Geschichte und Berichte

von Frauen mit ADHS im Netz zu finden, mit denen ich meine eigenen Erfahrungen abgleichen kann. Was mal wieder fehlt, sind Perspektiven of Color und die Auseinandersetzung mit der Frage, welche Rolle „race“ bei alledem spielt. Denn Stereotype und rassistische Zuschreibungen bringen PoC um ihre Diagnose.

Wenn Matze im Unterricht nicht mitkommt, unkonzentriert ist und stört, muss man das mal checken lassen. Vielleicht ist es ADHS oder er ist hochbegabt und gelangweilt? Wenn Malik das gleiche Verhalten zeigt, liegt das wahrscheinlich daran, dass er ein Migrantenkind ist und es zu Hause bestimmt schwer hat oder ... na ja... südländisches Temperament.

Dass es gefährlich ist, Menschen aufgrund von Hautfarbe oder Herkunft bestimmte Verhaltensmuster oder Charaktereigenschaften zuzuschreiben, weiß ich – und merke doch in der Ause-

inandersetzung mit ADHS, wie sehr ich selbst darauf reingefallen bin, wie sehr meine Versuche, nicht „anders“ zu sein oder als Schwarze Person in Deutschland nicht negativ aufzufallen, dazu geführt haben, dass ich viel

Als Schwarze Person in Deutschland habe ich zu lange gebraucht, meinen Symptomen auf den Grund zu gehen

zu lange gebraucht habe, meinen Symptomen auf den Grund zu gehen. Es gab ja immer bereits eine andere Erklärung für meine Struggles: Der tägliche Kampf gegen Rassismus ist eine Belastung im Alltag, klar bin ich da weniger

konzentriert als andere. Und stimmt es nicht auch, dass ich durch meine westafrikanische Familie Werte und Verhaltensweisen mitbekommen habe, die hier irgendwie nicht reinpassen?

Nach meiner Diagnose war so einiges los in mir. Ich habe mir viele Fragen gestellt und bin gedanklich immer wieder in die Vergangenheit gereist. Habe Situationen analysiert und Muster entdeckt. Ich war erleichtert und habe gleichzeitig getrauert. Ich hatte das Gefühl, mich bei mir entschuldigen zu müssen, für die Ungerechtigkeit mir selbst gegenüber und das wenige Verständnis, das ich mir gezeigt habe.

Ich hatte das Glück, direkt nach meiner Diagnose gute Beratung und Unterstützung zu finden. Seitdem habe ich viel gelernt und verstanden. Dieses Wissen hilft mir und meinem Hirn jeden Tag das Chaos in den Griff zu bekommen und sich besser auf die Welt einzustellen. Wir arbeiten jetzt mitei-

einander und nicht gegeneinander. Das hätten wir schon früher haben können.

Was ADHS bei PoC angeht, fehlt es an Repräsentation. Schwarze Influencer*innen und Autor*innen zu finden, die ihre ADHS-Erfahrungen teilen, ist nicht leicht. Studien zur Intersektion von „race“ und ADHS habe ich nur aus Nordamerika gefunden. Ich hoffe, dass sich diese Lücke bald schließt und mehr Wissen dazu zugänglich wird, damit PoC in Zukunft nicht nur schneller zu ihren Diagnosen kommen, sondern auch Verständnis und Unterstützung finden.

Bis dahin werde ich selbst mehr über meine Auseinandersetzung schreiben – und Wissen und Erfahrungen teilen. Oder einfache Fragen in die Runde werfen. Ich glaube, das ist nach wie vor der beste Weg, um Menschen zu finden, die ähnliche Wege gehen und mit denen man sich verbinden und austauschen kann.

**Nutzen Sie dieses
informativ-unterhaltsame,
redaktionelle Umfeld für Ihre
Werbebotschaft!**

taz **thema**

Die meisten taz Themen erscheinen **samstags** in der **wochentaz**. Sie bietet vielseitigen Lesestoff und spricht mit ihrer **7-Tage-Präsenz** an den Zeitungskiosken zusätzliche Leser*innen an.

Inhalte sind u.a. veganes Leben, fairer Handel, Klima-, Kultur- und Literaturthemen.

Weitere Infos zu den Jahresübersichten finden Sie hier:



taz.de/tazthemen

Von Dirk Schneider

Der Philosoph Friedrich Nietzsche hat doch so etwas gesagt wie: Kunst sollte in der Lage sein, den gefrorenen See in unserem Inneren zu schmelzen. Wir alle haben diese Welt in uns, aber sie erfriert, wenn wir sie nicht nähren. Und wenn wir diesen See aufbrechen, sehen wir erst, was da ist, und sind mehr als nur ein Teil der physischen Welt.“ Na gut, Carlos O’Connell, Gitarrist der irischen Postrock-Band Fontaines D.C., liegt hier ein bisschen falsch. Das Zitat stammt von Franz Kafka, er sprach von Büchern, von einer Axt und einem gefrorenen Meer in uns. Aber egal: O’Connell glaubt an die Kraft des Rock ‘n’ Roll! Und erklärt im taz-Interview, warum das neue Album seiner Band „Romance“ heißt:

„Für mich bedeutet Rock ‘n’ Roll, das System infrage zu stellen. Aber Rockmusik ist keine Alternative. Du kannst singen, Ich hasse das System, aber dann frage ich dich: Was bietest du mir stattdessen an? Anarchie!? Nein, Rock ‘n’ Roll ist deine Karriere, und darum bist du ein netter Kerl und veränderst gar nichts. Unser Album heißt ‚Romance‘, weil die Musik eine andere Perspektive anbieten will: Sich selbst zu erlauben, mehr in den Dingen zu sehen. Vieles erscheint so flach, aber wenn wir genauer hinschauen, können wir überall eine Tiefe entdecken. Diese Trockenblumen, die hier auf dem Tisch stehen: Sie könnten für jemanden ein Grund sein, weiterzuleben. Solche Gründe kommen aus uns heraus, und wir wenden sie auf die Welt an. Aber diese Fähigkeit verlieren wir immer mehr, weil alles so strukturiert ist, alle Wege, unsere Lebenswege, sind so vorgegeben.“

Das Loblied von der befreienden Kraft der Musik. Es ist genauso wahr wie verlogen. Musik kann uns ebenso inspirieren und vielleicht sogar aus inneren Zwängen befreien, wie sie uns ein billiger Ersatz für echte Freiheit sein kann. Und trotzdem haben diese Worte Gewicht, denn sie fallen im Interview zu einer Sensation von einem Album, wie es im Post-Punk lange nicht mehr zu hören war. Elf Songs sind auf dem neuen Werk der aus Dublin stammenden Band Fontaines D.C. (D.C. steht für Dublin City, inzwischen haben aber alle Bandmitglieder Irland verlassen), und keiner dieser Songs schwächelt auch nur ein bisschen.

Beginnend mit dem düster schwelenden Auftakt „Romance“, der mit seiner knapp zweieinhalb Minuten Dauer eher ein Intro als ein eigener Song ist, bis zum finalen „Favourite“, das so sonnig auf seinen E-Gitarren dahinsurft, dass es schon manchem zum Sommerhit geworden sein dürfte, seit es im Juni als Single erschienen ist. Dabei ist es eigentlich ein bitterer Abschiedssong, aber vieles auf diesem Album ist nicht das, was es zuerst zu sein scheint.

„Romance“ ist das erste Album, das die fünfköpfige Band nicht komplett im Proberaum fertiggestellt hat. 80 Prozent, erklärt Schlagzeuger Tom Coll, seien fertig gewesen, als sie sich mit Produzent James Ford (Depeche Mode, Pet Shop Boys) zusammengesetzt hätten, innerlich



Ich fühl nix mehr, tut echt gut

Nietzsche? Kafka! Und Hauptsache, Postrock. „Romance“, das sensationelle neue Album des irischen Quintetts Fontaines D.C., muckt gewaltig gegen die innere Vergletscherung auf

bangend, was da auf sie zukäme: „Es hatte etwas Beängstigendes für uns, nicht mehr die volle Kontrolle über Musik zu haben. James Ford hat so eine Keyboard-App auf dem Telefon, damit hat er dauernd Melodien komponiert und uns dann vorgesungen. Er hat uns ständig dazu inspiriert, mit Melodien zu spielen.“

Es war die Arbeit von Produzentengenie Ford, die diese Songs so zum Abheben gebracht hat, und das hat er geschafft, ohne ihnen ihre Bedeutungsschwere auszutreiben. Das dringliche Songwriting der

Auf „Romance“ ist Musik zu finden, die keiner Ergänzung mehr bedarf, die alles mitbringt, aber auch nicht zu viel

Band (nach eigener Auskunft wurden die Songs jeweils von verschiedenen Bandmitgliedern komponiert, während sie früher eher gemeinsam beim Jammen entstanden sind), gepaart mit dem Soundgespür von James Ford und einem fantastischen Händchen für Arrangements, was hier vor allem heißt: Pausensetzung, Instrumente in der je richtigen Lautstärke zu schichten und gelegentlich ein Piano einzustreuen. Das ist es, was den Zauber dieser elf Songs ausmacht, die beim Hören direkt in die Blutbahn gehen und wohlthuend sind wie eine gute

Droge. Es ist Musik, die keiner Ergänzung mehr bedarf, die alles mitbringt, aber auch nicht zu viel, wie die großartig simplen Zeilen der melancholischen Ballade „In The Modern World“: „In the modern world, I don’t feel anything, and I don’t feel bad.“ Alles gesagt. Oder auch nichts. Es kommt auf die „Romance“ an, darauf, was wir daraus machen.

Auffällig ist dabei, wie zeitlos das alles klingt, im buchstäblichen Sinne: Dieses Album hätte irgendwann in den letzten, sagen wir, 30 Jahren entstanden sein können. „Bug“ könnte fast ein Oasis-Song sein, es bräuchte nur ein kleines Drehen am Sound der Gitarre und einen anderen Sänger. „Favourite“ klingt wie ein verschollener Song einer US-Westküsten-Skatepunkband.

Wie viel Fontaines D.C. ist hier überhaupt noch drin? Es war der Wunsch der Band, nicht mehr über Irland zu singen oder darüber, wie es ist, als Ire in London zu leben. Endlich universelle Musik zu machen, an die jede*r anknüpfen kann. Es ist ihnen mehr als gelungen, und Fontaines D.C. haben dabei sogar die Wut und die Verzweiflung mitgenommen, für die sie bekannt sind. Aber diese Gefühle klingen jetzt nicht mehr roh und schmerzhaft. Sie fühlen sich immer noch existenziell an, aber sie kommen nicht mehr brüsk und direkt daher wie sogar noch auf dem letzten Album „Skinty Fia“, das schon um Welten poppiger klang als das wüste Debütalbum „Dogrel“ von 2019.

„Romance“ ist ein raffiniertes Meisterwerk, das aber die

Intimität und Verletzlichkeit aufgibt, für die zweifellos viele diese Band geliebt haben. Ein Stück exquisiter musikalischer Designerware, das bis in die letzte Ritze geölt und gefeilt ist und darum abgeht wie Schmidts Katze. Das ist Musik, die auf großen Bühnen stattfinden und uns nicht mehr aus dem Kopf gehen wird, weil sie uns selbst in der Shoppingmall noch in die Ohren gespült werden wird. Was allerdings die schlechteste Voraussetzung ist, um irgendein Eis in uns zu brechen oder zu schmelzen.

Dennoch, „Romance“ ist ein Meisterwerk, das uns große Freude schenken wird, und vielleicht sogar den einen oder anderen Grund, weiterzuleben. Aber was hat Kafka geschrieben, in seinem Brief an Oskar Pollak: „Wenn das Buch, das wir lesen, uns nicht mit einem Faustschlag auf den Schädel weckt, wozu lesen wir dann das Buch? Damit es uns glücklich macht, wie Du schreibst? [...] Wir brauchen aber die Bücher, die auf uns wirken wie ein Unglück, das uns sehr schmerzt, wie der Tod eines, den wir lieber hatten als uns, [...] wie ein Selbstmord, ein Buch muß die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.“

Freuen wir uns jetzt auf die große „Romance“-Party. Aber wenn wir damit durch sind, bitte wieder die ersten drei Alben von Fontaines D.C. hören. Deren Songs haben die stärkere Kraft, an dem zu rühren, was in uns gefroren ist.

Fontaines D.C.: „Romance“ (XL Recordings/Beggars/Indigo)

Hang zum Über-schwang. Die irischen Fontaines D.C. sind nun in London ansässig
Foto: Theo Cottle



What Are People For?: „Criminals/Illusions“ (Alien Transistor/Indigo). Live 29. August, Festival Pop-Kultur Berlin

zwischen den rillen

Nachdenken beim Tanzen

„Someday we will all be rich/I promise“, bald sind wir alle reich. Dieses Versprechen machen What Are People For? im neuen Song „Criminals r snoozing“. Wer das Quartett What Are People For? kennt, hört daraus beißende Ironie und Kritik an den bestehenden kapitalistischen Verhältnissen. „Criminals r snoozing“ ist einer der ersten neuen Songs, die die Vier aus München seit ihrem 2022 veröffentlichtem Debütalbum „What Are People For?“ herausbringen.

Gewachsen aus der Zusammenarbeit der Performancekünstlerin und Musikerin Anna McCarthy und der Keyboarderin Manuela Rzytki, ist What Are People For? die extravagan-teste Spoken-Word-Postwave-Band der bayrischen Landeshauptstadt. Gemeinsam mit Sängerin Paulina Nolte und Schlagzeuger Tom Wu gestalten sie einen Sound mit viel Groove und Punkattitüde. Er bricht die großen Fragen der Menschheit auf griffige Musik herunter. Ihre spröden Songtexte liefern zwar keine Antworten, doch fühlt man sich zumindest etwas weniger allein, wenn What Are People For? darin menschliche Ängste schmerzlich akkurat, aber humorvoll entlarven. Die Band beschreibt ihren Stil selbst als „Lovechild“ aus der Provohaltung der britischen Industrialband Throbbing Gristle und dem scheinbar naiven Rap der New Yorker Band Tom Tom Club, einem Seitenprojekt der Talking Heads.

Mit „Criminals r snoozing“ üben WAPF auch Kritik an „Bad banks/Bad boys/Bad money“. Man muss sie sich dabei vorstellen, wie sie lethargisch auf dem Bett liegen und Konsumgut im Netz bestellen, das sie nicht brauchen. Nach den selbstironischen Zeilen folgt ein sanfter Refrain, der in mehrstimmiger Harmonie den Titel des Songs wiederholt – bewusst langsam, dem rasenden Tempo des Kapitalismus entgegen.

„Illusions“ schlägt einen anderen Ton an. Was zunächst als leises Gitarrenriff beginnt, wird zur rauchigen Neuinterpretation des gleichnamigen Cypress Hill Songs von 1996. „Some people can fuck off and go to hell“, rappen WAPF über die Melodie und überraschen dann mit der spanischen Übersetzung einiger Verse. „Si me cruzas a mi/Yo te mato“ zu Deutsch etwa: Komm mir nicht in die Quere/Sonst wars das für dich. Die Zeilen ergänzen den englischen Refrain um rauhen Rap, der in seiner melodischen Intonation beinahe die Gewalt der Songtexte verbirgt. Für „Illusions“ holten WAPF die Acher-Brüder Markus und Michas Boot, die als The Notwist und Gründer des Alien Transistor Labels bekannt sind. In ihren Händen wird der Cypress-Hill-Klassiker zur Rapballade und drückt die Widersprüchlichkeit aus, sich missverstanden zu fühlen, aber gleichzeitig Leute von sich zu weisen.

Im Vergleich zum tanzbar-psychedelisch anmutendem Debütalbum wohnt „Criminals/Illusions“ ungeahnte Schwere inne. Statt mit dystopischer Disko zum Tanzen zu verleiten, regen Musik und Texte zum nachdenklichen Mitnicken an. Sie lassen Raum für eine Auseinandersetzung mit den Worten. Beim Pop-Kultur-Festival in Berlin werden What Are People For? garantiert beides ermöglichen: Tanzen und Nachdenken. Dazu die exzentrische Bühnenpräsenz mit Anna McCarthys Bienenkorbhut und Sixties Nostalgie. Es ist zu erwarten, dass der Abend sowohl seltsam als auch wundervoll wird.

Ilo Toerkell

berichtigung

Wohl und Wehe des Tageszeitungsdaseins. Schöner Text über eine aktuelle Ausstellung des bildenden Künstlers Gustav Metzger im Museum für Moderne Kunst Frankfurt am Main. Metzgers medial vermitteltes Werk hatte auch auf die britische Popszene entscheidenden Einfluss, etwa für The Who. Nur schade, dass nicht auf ältere taz-Texte über Gustav Metzger verlinkt wurde. Wenn sich jeder nur der nächste ist, geht halt ein bisschen die Kontinuität verloren.

unterstrich

Höhepunkte der Theatersaison

Traditionell in der Sommerpause zieht die deutschsprachige Theaterkritik eine Bilanz der vergangenen Spielzeit. 46 Kritikerinnen und Kritiker beteiligten sich dieses Jahr an der jährlichen Umfrage der Zeitschrift *Theater heute* zu den Höhepunkten der Saison. Dabei gab es eine überragende Siegerin, ein paar knappe Ergebnisse und auch noch viel Trauerarbeit über den Tod von René Pollesch. Die überragende Siegerin ist die Schauspielerin Lina Beckmann, die mit 26 Stimmen zur Schauspielerin des Jahres gewählt wurde – „So etwas gab es noch nie“, kommentiert die *Theater-heute*-Redaktion selbst im Begleittext der Umfrage. Gewählt wurde Lina Beckmann für ihr „fulminantes Solo“ in „Laios“, dem zweiten Teil des fünfteiligen Antiken-Zyklus „Anthropolis“ des Hamburger Schauspielhauses. In der taz schrieb Katrin Bettina Müller ein Porträt der Schauspielerin. In der Hauptkategorie, der zum „Theater des Jahres“, taucht das Schauspielhaus in Hamburg wieder führend auf: Mit 8 Stimmen wurde es zum Theater des Jahres gewählt, knapp vor der Berliner Schaubühne, die 7 Stimmen bekam. Mit 13 Stimmen wurde Dimitrij Schaad zum Schauspieler des Jahres gewählt, wie Lina Beckmann brillierte er in einem Soloabend, in Falk Richters „The Silence“. Die „Inszenierung des Jahres“ teilen sich mit jeweils 6 Stimmen Karin Beiers „Anthropolis I-V“ (5 Stimmen) / „Laios“ (1 Stimme) und „Die Hundekot-Attacke“ vom Theaterhaus Jena, die so clever wie unterhaltsam das Verhältnis von Kunst und Kritik thematisiert. Platz 3 der Inszenierungen des Jahres belegt mit 4 Voten Jette Steckels Version von Tschechows „Die Vaterlosen“ an den Münchner Kammerspielen. Interessant auch, dass das Großprojekt „Anthropolis“ von Autor Roland Schimmelpfennig auf Basis der antiken Dramen von Aischylos, Sophokles und Euripides verfasst, dem Hamburger Schauspielhaus Kritikerlob und auch hohe Publikumsauslastung verschaffte.

Taylor Swift bricht Funkstille

Die US-Sängerin äußert sich zur Absage ihrer Konzerte. Vor kurzem wurden drei Auftritte ihrer Europatour in Wien abgesagt. Grund dafür war die Gefahr eines mutmaßlich islamistischen Anschlags. Nach Kritik an ihrem Schweigen äußerte Swift sich nun über Instagram. Sie bedauerte die Absagen und bedankte sich bei den Sicherheitsbehörden. Die Angst, durch ihre Worte weitere Gewaltakte zu provozieren, und die Priorität der Sicherheit ihrer Fans nannte sie als Gründe für ihr Schweigen.

Spaziergang einer Kleinfamilie mit anwesendem Vater 1966
Foto: Werner Otto/picture alliance

Die Verlorenheit eines Kindes von 60 Jahren

Die Schweizer Schriftstellerin Zora del Buono spürt in dem Roman „Seinetwegen“ dem großen Unbekannten nach: ihrem Vater und dessen Mörder



Von Doris Brockmann

„Seinetwegen“ von Zora del Buono ist ein autofiktionaler Roman mit Elementen detektivischer Spurensuchen. Die Personen sind teilweise bekannt aus ihrem 2021 erschienenen Roman „Die Marschallin“, in dem die Architektin, Mitbegründerin der Zeitschrift *mare* und Schriftstellerin del Buono ihrer gleichnamigen Großmutter ein Denkmal setzt. Die aus Slowenien stammende Großmutter hatte einst „den jüngsten Arzt Italiens“ geheiratet, drei Söhne geboren und ein kommunistenafines Haus im süditalienischen Bari geführt.

Ihr Sohn Manfredi, ebenfalls „jüngster Arzt Italiens“ in den 1950er Jahren, beginnt als enthusiastischer wie hochgeschätzter Radiologe seine Karriere in Zürich, heiratet und wird Vater – Vater der Autorin Zora del Buono. Als diese acht Monate alt ist, erleidet er durch

Fremdverschulden einen Autounfall, an dessen Folgen er stirbt. Die lebenslange Vaterlosigkeit der Tochter bedeutet für diese wesentlich zweierlei. Zum einen: „Ich musste stark sein wie ein Kerl, damit Mama nicht allein ist auf der Welt.“ Zum anderen: Eine seltsam nüchterne Hinnahme beziehungsweise Akzeptanz der Tatsache, ohne Vater aufzuwachsen: „ich habe meinen nicht vermisst.“ Die sich in Mitleid ergehende Umwelt kann nicht glauben und verstehen, dass der Vater dem Kind nicht fehle. Erst das wird für dieses zum Problem: „Halbweise zu sein, war meine Realität und damit war ich allein.“ „Das schweizerdeutsche „musbeiallei“ bedeutet analog zum hochdeutschen „mutterseelenallein“ das Erleben äußerster Einsamkeit. Im direkten Wortsinn öffnet sich dieser Erfahrungsraum bei dem Verlust der Mutter. Die fortschreitende Demenzerkrankung von del Buonos Mutter ist ein Verlust auf

Raten, ein Verlust, der die Tochter weder in Schockstarre noch Selbstmitleid führt, sondern in ein Handeln, das sie sich bis dahin nicht erlaubt hat: Sie beginnt nachzuforschen, wer ihr Vater war, was über den Unfall bekannt ist und, vor allem, wer der Unfallverursacher war. Dieser Mann, Ernst Traxler, rückt mehr und mehr in den Mittelpunkt der Spurensuche: „[...] weil ich genau wegen ihrer Demenzerkrankung eine fundamentale Einsamkeit spüre, die Verlorenheit eines Kindes von sechzig Jahren, das allein zurückgelassen wird, unwiderruflich, und ich mich nach einem Vater sehne und ihm so näherzukommen glaube? Nur um zu merken: Der Einzige, dem ich nähergekommen bin, ist Ernst Traxler. Pervers irgendwie.“

Das Besondere an der detektivischen Reise zu dem, der ihr Leben auf tragische Weise tiefgreifend verändert hat, ist, dass je mehr Zora del Buono über diesen Traxler in Erfahrung bringt,

umso mehr relativieren sich die Ressentiments und die Wut gegen ihn. Er wird als gebrochene Person erkennbar. Die Frage, wie er Jahrzehnte mit seiner Schuld gelebt hat, entfaltet die Autorin differenziert und mit geradezu solidarischem Interesse. Zora del Buono wäre nicht Zora del Buono, beließe es der Roman dabei, allein die individuelle Geschichte einer vaterlosen Tochter zu erzählen. Immer wieder werden historische und soziokulturelle Einordnungen vorgenommen, die den wohlthuend unsentimentalen Stil flankieren und die Lektüre durch wissenschaftliche Informationen bereichern, ob über Autokopfstützen, alleinerziehende Mütter, die Isonzoschlachten 1917, Altersheime, Baumgeschichten, Homosexualität: „Da denkt man in seiner urbanen Überheblichkeit gern, alles Wichtige entstünde in den großen Städten [...] Und dann: Zwei der wichtigsten schwulenemanzipatorischen Denker *ever* stammen aus der Schweizer Provinz – und zwar ausgerechnet aus Glarus und St. Gallen.“ Gemeint sind Heinrich Hösli und Jacob Rudolf Foster.

Großartig verwebt Zora del Buono die verschiedenen Stränge miteinander. Leser:innen erfahren, welche „Deformationen“ Vaterlosigkeit setzen kann – „Eine seltsame Gefühlskälte gegenüber klagenden, trauernden Verlassenen, Alleingelassenen. [...] Die Unmöglichkeit von Nähe, das Wissen, dass sie in Sekunden verschlagen werden könnte (Unfall, Tod, Verlassenwerden etc.) – besser nicht drauf einlassen.“ – aber sie erfahren eben noch viel mehr.

Und alles: *seinetwegen*.

Zora del Buono: „Seinetwegen“. C. H. Beck Verlag, München 2024, 204 Seiten, 23 Euro

Künstlich verlängerte Sommerhits

KI-Songs sind erstmals in den deutschen und holländischen Charts platziert. Was macht das aus uns?

Von Lars Fleischmann

„Wo fahr ich hin? ... Wird es Spanien / Oder doch Frankreich / Oder ganz weit weg / Vielleicht Australien ... Nur nicht Somalia“ – so lautet der aus dem Niederländischen übersetzte Refrain des Benelux-TikTok- und Spotify-Hits „Zo Zomer“. Ansonsten beschäftigt sich das Lied primär mit dem Fakt, dass es „fast schon Sommer“ sei. Und so reiht sich damit der Song des bisher als Enigma auftretenden Sängers John De Koning in die lange Tradition von Sommerhits ein, für die es bekanntermaßen außer Stimmung und Hitze wenig braucht.

Naja, Glück braucht es obendrein, denn immerhin buhlen alljährlich etliche Lieder mit generischen Texten aus dem Themenkomplex Gebräunte Haut- Meer-Tanzen-Fernweh um den sprichwörtlichen Platz an der Sonne. Dieses seit Jahrzehnten vorliegende Style Sheet, branchenintern gerne als „Erfolgsrezept“ bezeichnet, täuscht indes darüber hinweg, dass sich in der Zwischenzeit etwas an der Sommerhit-Front getan hat: Dieses Jahr sind erstmals KI-generierte Tracks in die Charts eingesickert. Das sollte nicht überraschen, denn künstliche Intelligenz hat in Form von ChatGPT und Midjourney längst Eingang in die Kreativbranche genommen. KI wird hier als Tool, da wiederum als neuer Urheber genuiner Inhalte genutzt.

Seit dem 10. April steht mit Udio der gleichnamigen Firma ein komfortabel nutzbarer Generator zur Verfügung, der mit einfachen Text- und Genreangaben Musik (künstlich) generiert. Die Ergebnisse der Maschine sind erstaunlich: Nicht nur in ohnehin stark vorformatierten Feldern der Popmusik überzeugt das Tool, Udio spuckt ohne Zögern auch formidable deutsche Indiesongs à la Hamburger Schule aus.

Die Vermutung liegt nahe, dass „Zo Zomer“ von John De Koning ebenfalls mit Udio (oder verwandten Produkten wie Musicfy) erstellt wurde. Abgesehen von der ungeschliffenen, gelegentlich glitschenden Soundästhetik ist die Verwechslungsgefahr mit „echten“, also human-produzierten Songs groß; wie zeitgleich auch an anderer Stelle zu beobachten ist. Denn

was den Niederländern ihr De Koning ist, ist den Deutschen der Schlagersong „Verknallt in einen Talahon“. Wenngleich es einen gewichtigen Unterschied gibt: Während De Koning (oder der Programmierer dahinter) nicht als KI-generiert geoutet wurde, stellt der österreichische Produzent Butterbro ohne Umschweife klar, dass bei seinem Hit künstliche Intelligenz die Hauptrolle übernommen hat. So erschien die Single, die sich mittlerweile auf Platz 83 der Deutschen Single-Charts tummelt, gleich unter dem Alias „Butterbro feat. Udio“. Das kostete den Produzenten Butterbro wiederum eine bessere Chartsplatzierung. Immerhin stieg der Track letzte Woche sogar auf Platz 48 der Charts ein, woraufhin Spotify das Lied für einige Tage aus dem Programm nahm – und nach einem TikTok-Rant wieder reinsetzte. Die Umstände sind etwas verworren.

„Verknallt in einen Talahon“ klingt indes weniger nach Sommerhit als mehr nach Conny Froboess oder France Gall, vulgo Schlager. Interessant: Wo vor 60 Jahren mal von Backfischen und Halbstarren die Rede war, heißt

es heute Chayas und eben Talahon, wie der Titel bereits verrät. Bei Talahon (arabisch für „Komm her“) handelt es sich um eine Eigenbezeichnung arabisch-türkischer Jung-Männer, die diesen Sommer Hochkonjunktur hat und sogar für das Jugendwort des Jahres nominiert ist. Man könnte das als gelungene Synthese von Einst (Schlager) und Jetzt (Jugendwort) feiern, doch hat sich Talahon in der Zwischenzeit selbstständig und wird gerne auch in rechten Kreisen zur Diffamierung von migrantischen Jugendlichen benutzt.

Der Song selbst reproduziert Klischees von Gewaltbereitschaft, Arbeitslosigkeit und der Affinität zu Messerattacken besagter Talahons – nichts, wovon Innenministerin Nancy Faeser nicht auch warnt, könnte man sagen; dennoch nicht okay!

Aber was folgt aus dem Aufstieg von KI-Songs für die Popwelt? Eingedenk der Tatsache, dass bereits einige Lieder mit Algorithmen und KI-Tools aufgemotzt werden, kann man eh nicht mehr zwischen „echt“ und „künstlich“ unterscheiden. Bisher hat das niemand gestört.

taz panterstiftung

Die Türen offen halten

...dazu möchte die taz Panter Stiftung weiter ihren Beitrag leisten: kritischen Autor:innen aus Osteuropa eine Plattform geben und Austausch fördern.

Mehr Infos zu den Osteuropa-Workshops: taz.de/stiftung/osteuropa

Spenden Sie unter taz.de/spenden

Kontroverser Affenkönig

„Black Myth: Wukong“ ist eines der meist erwarteten Spiele des Jahres. Doch neben starken Verkaufszahlen produziert das Spiel auch negative Schlagzeilen

Von **Martin Seng**

Der Affe weicht den herankommenden Schlägen des riesigen Tigers elegant aus. Er katapultiert sich mit seinem goldenen Stab in die Lüfte und kommt mit einem mächtigen Hieb auf die Erde zurück. Dann greift er zum Schwert auf seinem Rücken und der Kampf zwischen Tiger und Affe entbrennt aufs Neue. In einer alten Tempelruine und in blutrotem Wasser kämpfen sie bis zum Tode. Im Hintergrund steht eine zerstörte Buddha-Statue, die ihren bitteren Kampf verfolgt. Nach einem langen Duell aktiviert der Affe seine Spezialfähigkeit und aus seinem Stab schießen Flammen hervor. Er schlägt ein letztes Mal zu und der Tiger geht mit Gebrüll zu Boden. Der Affe kann seine Reise fortsetzen, eine gefährliche und mit Monstern gespickte Reise nach Westen, um heilige Schriften nach Indien zu bringen.

Das Videospiel „Black Myth: Wukong“ des chinesischen Studios Game Science adaptiert das wohl populärste Stück chinesischer Literatur: „Die Reise nach Westen“, geschrieben von dem Dichter Wu Cheng'en im 16. Jahrhundert. Im Spiel wie auch in der Vorlage geht es um die Reise und Reinkarnation des Affenkönigs Wukong. Mit seinem Stab und der Fähigkeit, sich zu verwandeln, tritt er gegen Tiger, Götter und Geister an.

Es ist nicht das erste Mal, dass der Roman als Spiel adaptiert wurde, doch das 40-stündige „Black Myth: Wukong“ ist der bisher größte und erfolgreichste Versuch. Das Spiel hatte auf der PC-Plattform „Steam“ direkt am Veröffentlichungstag am 20. August über 2,2 Millionen gleichzeitige Spieler:innen. Damit ist es nicht nur der mit Abstand erfolgreichste Einzelspielertitel, sondern auch ein Beweis für das enorme Potenzial, das in der chinesischen Spieleindustrie liegt. Doch liegt neben Potenzial auch etwas anderes in dem populären Spiel: Misogynie, chinesische Zensur und eine klare Position gegen Vielfalt.

Ausgewählte Influencer und Streamer bekamen vorzeitig ein Testmuster und dazu Richtlinien des Studios, was sie vermeiden sollen. Unter den

zu vermeidenden Punkten findet sich „feministische Propaganda“, Wörter wie „Isolation“, „Covid-19“, „Quarantäne“ und das Verbot, über die chinesische Politik und Spieleindustrie zu sprechen. Bereits im November letzten Jahres veröffentlichte das reichweitenstarke Online-Spielemagazin IGN eine Recherche darüber, wie misogyn das Studio Game Science ist. Darin wurden mutmaßliche Kommen-

Streamern wurde verboten über die chinesische Politik und Spieleindustrie zu sprechen

tere des Studios wiedergegeben, dass man zu allen weiblichen Figuren masturbieren könne, sich übergewichtige Frauen nicht bei ihnen bewerben sollen und ein Arbeitsplatz Freundschaften mit sexuellen Vorzügen mit sich bringt. Auf der Plattform X haben User das Studio verteidigt, indem sie auf angeblich falsche Übersetzungen aus dem Chinesischen in der IGN-Reportage hingewiesen haben.

Die nun aufgetauchten Richtlinien zeigen, dass die Sexismuswürfe Bestand haben. Game Science hat journalistische Anfragen aus meh-

rerer Ländern bisher ignoriert. Währenddessen sind die Reaktionen auf das Spiel inhaltlich positiv, wobei die chinesischen Kritiken noch wohlwoller ausfallen als ihre westlichen Pendanten. Doch es bleibt ein Beigeschmack, zumal das Redeverbot über die chinesische Politik entfernt an die Propaganda des russischen Spiels „Atomic Heart“ erinnert.

Wie der massive Erfolg des Spiels trotz der Kontroversen zu erklären ist? Sicherlich nicht damit, dass das Spiel keine Frauen beinhaltet. Schließlich wurde Lara Croft aus der „Tomb Raider“-Reihe auch ein Millionenseller. Vielmehr liegt es daran, dass „Black Myth: Wukong“ die chinesische Folklore klischeefrei präsentiert und dazu ein hervorragendes Spiel ist. Es greift Versatzstücke beliebter Spielelemente auf, hat eine Vielzahl an kreativ gestalteten Gegnern, eine prächtige Welt und ein anspruchsvolles Kampfsystem, das seine Komplexität erst nach mehreren Stunden offenbart.

Dazu hat eine Analyse der Spiele-Agentur GameDiscoverCo ergeben, dass knapp 90 Prozent der Spieler:innenschaft von „Black Myth: Wukong“ aus China stammen. In der chinesischen Politik nehmen Diversität und Inklusionen allgemein einen geringeren Stellenwert ein als im westlichen Diskurs. Man sollte den Erfolg des Spiels also nicht mit einem Sieg gegen diese Werte verwechseln.

Der Affenkönig Wukong
Foto: Game Science



Steffen Grimberg
Flimmern und Rauschen

AfD-Politiker zu erschießen wird nicht verboten

Kurt Tucholsky schrieb: „Wenn einer bei uns einen guten politischen Witz macht, dann sitzt halb Deutschland auf dem Sofa und nimmt übel.“ Das war vor exakt 105 Jahren. Und heute sind wir anscheinend wieder so weit. Der 1919 im Berliner Tageblatt erschienene Text stellt die berühmte Frage: „Was darf Satire?“ Tucholskys energisches Plädoyer gibt die bündige Antwort: „Alles.“

Aber erst mal zum Sofa, das aktuell in Leipzig steht. Hier wehrt sich der MDR, einen Wahlwerbespot von Die Partei zur Landtagswahl in Sachsen am 1. September im Radio zu senden. In diesem Spot hören ein Mann und eine Frau eine fiktive Nachrichtensendung über die Vereidigung einer frisch gewählten AfD-Landesregierung im Bundesland. Der Mann merkt in breitemestem Sächsisch an, dass die Faschisten wieder an der Macht sind. Und die Frau fragt, was sich da machen lasse. Der Mann sagt, er hole „die Knarre aus dem Keller“. Und dann machen die beiden trotz seiner „Beene“ Jagd auf vermeintliche AfD-Wähler, garniert mit Sprüchen wie „Oah, die können ihre Pfeffis mal schön in der hohlen Hand heeme schleppen“. Am Ende des Werbespots sagt eine andere Frau: „Bevor es zu spät ist, wählen Sie Die Partei!“

Wirklich lustig ist das nicht. Aber klar Satire. Und keinesfalls, wie der MDR argumentiert, ein Aufruf zur Gewalt. Egal, wie jede dieser Nummer der sich ja ausdrücklich Satire-Partei nennenden Kombo bewertet, müsste der Fall damit erledigt sein. Ist er aber nicht.

Die Öffentlich-Rechtlichen müssen vor Wahlen Parteiwer-

bespots ausstrahlen. Inhaltlich verantwortlich sind die jeweiligen Parteien und nicht die Sender. Gegen eine Ausstrahlung lässt sich nur vorgehen, wenn der Spot „evident und erheblich“ gegen das Strafrecht verstößt.

Was also reitet den MDR, vor dem Verwaltungsgericht Leipzig genau das zu behaupten? Das Gericht bewies höhere Ironiekompetenz als der öffentlich-rechtliche Sender. Der Spot sei durch seine Überzeichnung klar Satire, so das Gericht. Eine strafbare Gewaltdarstellung liege genauso wenig vor wie ein Aufruf zur Gewalt.

Der MDR ließ nicht locker und bemühte das sächsische Oberverwaltungsgericht. Und musste sich auch dort belegen lassen, wie es sich mit Satire verhält. Sind das schon Vorkehrungen und Schiss vor einer möglichen AfD-Regierung? Die AfD will den ÖRR in seiner heutigen Form abschaffen und nutzt vorher alle Möglichkeiten, sich mit ihm und in ihm und gegen ihn zu profilieren.

Die Anstalten wären also gut beraten, sich offensiv dagegen zu positionieren. Und nicht noch der Satire Bärendienste zu erweisen. Denn Satire „muss übertreiben und ist ihrem tiefsten Wesen nach ungerecht. Sie bläst die Wahrheit auf, damit sie deutlicher wird“. Das war jetzt nicht von mir, sondern wieder Tucholsky. „Wieder was gelernt. Es fehlt dem MDR eine Satire-Beauftragte, um eine gemeinsam klare Auffassung zu haben“, sagt die Mitbewohnerin.

Steffen Grimberg ist leitender Redakteur beim KNA-Mediendienst

ARD

- 12.00 Tagesschau
- 12.10 Mittagsmagazin
- 14.00 Tagesschau
- 14.10 Rote Rosen
- 15.00 Tagesschau
- 15.10 Radsport: Deutschland-Tour
- 17.00 Tagesschau
- 17.15 Brisant
- 18.00 Gefragt – Gejagt
- 18.50 Quizduell – Olymp
- 20.00 Tagesschau
- 20.15 Praxis mit Meerblick
- 21.45 Tagesthemen
- 22.20 Europa Open Air 2024 des hr-Sinfonieorchesters
- 23.20 Tatort (Franken): Ein Tag wie jeder andere. D 2019
- 0.50 Kommissar Wallander: Die falsche Fahrt. GB/USA/D 2008

ZDF

- 12.00 heute
- 12.10 Mittagsmagazin
- 14.00 heute – in Deutschland
- 14.15 Die Küchenschlacht
- 15.05 Bares für Rares
- 16.00 heute – in Europa
- 16.10 Die Rosenheim-Cops: Ein Mordsjahrgang. D 2008
- 17.00 heute
- 17.10 hallo deutschland
- 18.00 SOKO Wien: Vendetta. D/A 2020
- 19.00 heute
- 19.25 Bettys Diagnose
- 20.15 Jenseits der Spree: Tunnelblick. D 2021
- 21.15 Letzte Spur Berlin: Rosalie. D 2022
- 22.00 heute-journal
- 22.30 heute-show spezial
- 23.00 Best of ZDF Comedy Sommer
- 23.30 aspekte
- 0.15 heute-journal update
- 0.30 Ermittler!
- 1.15 Im Osten ganz rechts

RTL

- 12.00 Punkt 12
- 15.00 Barbara Salesch – Das Strafgericht

- 16.00 Ulrich Wetzell – Das Strafgericht
- 17.00 Verklag mich doch!
- 17.30 Unter uns
- 18.00 Explosiv – Das Magazin
- 18.30 Exklusiv – Das Star-Magazin
- 18.45 RTL Aktuell
- 19.05 Alles was zählt
- 19.40 Gute Zeiten, schlechte Zeiten
- 20.15 Ich bin ein Star
- 0.10 RTL Nachtjournal
- 0.45 Ich bin ein Star

SAT.1

- 12.00 Auf Streife
- 17.00 Lebensretter hautnah
- 18.00 Notruf
- 19.00 Die Landarztpraxis
- 19.50 Fußball: Bundesliga
- 23.05 99 – Wer schlägt sie alle?
- 1.35 Die dreisten drei

Pro 7

- 12.15 Two and a Half Men
- 14.05 The Middle
- 15.05 The Big Bang Theory
- 17.00 taff
- 18.00 ProSieben: newstime
- 18.10 Die Simpsons
- 19.05 Galleo
- 20.15 Ocean's Eight. Krimikomödie, USA 2018. Regie: Gary Ross. Mit Sandra Bullock, Cate Blanchett
- 22.35 Anna. Actionthriller, F/USA/CDN/RUS 2019. Regie: Luc Besson. Mit Sasha Luss, Helen Mirren
- 1.00 Jarhead – Willkommen im Dreck. Kriegsdrama, USA/GB/D 2005. Regie: Sam Mendes. Mit Jake Gyllenhaal, Peter Sarsgaard
- 3.15 Anna. Actionthriller, F/USA/CDN/RUS 2019. Regie: Luc Besson. Mit Sasha Luss, Helen Mirren

KI.KA

- 7.45 Sesamstraße
- 8.10 Zacki und die Zoobande
- 8.30 Die Biene Maja

tagestipp

Nach „Eyes Wide Shut“ wollte der Großmeister des Films Stanley Kubrick einen letzten Film drehen. Nämlich diesen. Da er aber davor verstarb, übernahm kein Geringerer als Steven Spielberg das Projekt. Es geht um einen augenscheinlich ganz normalen Jungen, der aber Roboter ist und wie Pinocchio „echt“ sein möchte.

„A.I. – Künstliche Intelligenz“, 22.35 Uhr, 3SAT



Foto: 3sat

- 9.00 Heidi
- 9.45 Wir sind die Dorfbande
- 10.20 Belle und Sebastian
- 11.10 Lassie
- 12.15 H2O
- 13.05 Kross nass! Die Tigerenten Club Sommerspiele
- 13.30 logo!
- 13.40 Tiere bis unters Dach
- 14.10 Schloss Einstein
- 15.00 H2O – Plötzlich Meerjungfrau
- 15.45 Mia and me
- 16.35 Der kleine Prinz
- 17.00 Simsalagrinn
- 17.25 Yakari

ARTE

- 8.10 Stadt Land Kunst
- 9.00 Italiens Kapern – Der Geschmack des Südens
- 9.55 Hawaii! Aus Feuer geboren

- 12.05 Hype ums Baby – Schwangerschaft als Business
- 12.35 Stadt Land Kunst
- 14.10 Die Frau im Mond – Erinnerung an die Liebe. Psychodrama, F/CDN/B/E 2016. Regie: Nicole Garcia. Mit Marion Cotillard, Alex Brendemühl
- 16.05 Die Farbe des Windes. Drama, F 2022. Regie: Noël Alpi. Mit Laura Berlin, Anthony Jeanne
- 17.40 Den Sternen hinterher
- 18.30 Ein Sommer am Bodensee
- 19.20 Arte Journal
- 19.40 Trauminsel Egg
- 20.15 Code 7500. Thriller, AUS/USA/F/D/A 2019. Regie: Patrick Vollrath. Mit Joseph Gordon-Levitt, Omid Memar
- 21.40 Mord im Mittsommer: Gewissenlos. S 2018
- 23.10 The Gravedigger's Wife. Drama, SP/FIN/D 2021. Regie: Khadar Ayderus Ahmed. Mit Omar Abdi, Yasmin Warsame
- 0.30 Robinson, der philippinische Fischer: Hoffnung trotz leerer Netze
- 1.15 Deutsche Raketen für Gaddafi

3SAT

- 18.15 Wildes Irland
- 19.00 heute
- 19.20 Mein Mumbai
- 20.00 Tagesschau
- 20.15 Ramstein – Das durchstoßene Herz
- 21.45 Siebengebirge
- 22.00 ZIB 2
- 22.25 A.I. – Künstliche Intelligenz. SF, USA/GB 2001. Regie: Steven Spielberg. Mit Haley Joel Osment, Frances O'Connor
- 0.40 10vor10
- 1.10 Reschke Fernsehen
- 1.45 Dave

BAYERN

- 18.00 Abendschau
- 18.30 BR24

- 19.00 Unser Land
- 19.30 Lecker aufs Land – Kulinarische Schätze
- 20.00 Tagesschau
- 20.15 Watzmann ermittelt: Familienbande. D 2019
- 21.00 Watzmann ermittelt: Der Fischer vom Königssee. D 2019
- 21.50 BR24
- 22.05 Auf bairisch g'lacht! Silvesterspezial 2019
- 22.50 Chinatown. Detektivthriller, USA 1974. Regie: Roman Polański. Mit Jack Nicholson, Faye Dunaway
- 0.55 Picknick mit Bären. Abenteuerfilm, USA 2015. Regie: Ken Kwapis. Mit Robert Redford, Nick Nolte
- 2.30 Querbeet

SWR

- 18.00 SWR Aktuell
- 18.15 SWR Landesschau
- 19.30 SWR Aktuell
- 20.00 Tagesschau
- 20.15 Expedition in die Heimat
- 21.00 Stadt – Land – Quiz
- 21.45 SWR Aktuell
- Rheinland-Pfalz
- 22.00 Nachtcafé
- 23.30 Krause kommt!
- 0.15 Wie gut ist Deine Beziehung? Komödie, D 2018. Regie: Ralf Westhoff. Mit Friedrich Mücke, Julia Koschitz
- 2.00 Eisenbahn-Romantik
- 2.25 Kaffee oder Tee

HESSEN

- 18.00 Maintower
- 18.25 Brisant
- 18.45 Die Ratgeber
- 19.15 alle wetter
- 19.30 hessenschau
- 20.00 Tagesschau
- 20.15 Die Kykladen – Griechenlands Trauminseln
- 21.00 Unser Urlaub
- 21.45 hessenschau
- 22.00 La Palma – Ein kleines Paradies
- 22.30 3 nach 9
- 0.30 Verurteilt!

- 1.50 In aller Freundschaft
- 2.40 Akte Ex: Drei sind einer zu viel. D 2014
- 3.30 Bilder aus Hessen
- 3.45 Die Kykladen

WDR

- 18.00 WDR aktuell / Lokalzeit
- 18.15 Wer kann das bezahlen? – Der Finanzcheck mit Anna Planken
- 18.45 Aktuelle Stunde
- 19.30 Lokalzeit
- 20.00 Tagesschau
- 20.15 Über die Wupper – Happy End für einen Fluss
- 21.00 Die Ruhr – Vom Sauerland durchs Ruhrgebiet
- 21.45 WDR aktuell
- 22.00 WDR Talk-Klassiker
- 22.30 Kölner Treff
- 0.30 Lisa Feller Solo: Ich komm jetzt öfter!
- 1.30 Kölner Treff
- 3.25 Lokalzeit

NDR

- 18.00 Ländermagazine
- 18.15 Hofgeschichten
- 18.45 DAS!
- 19.30 Ländermagazine
- 20.00 Tagesschau
- 20.15 Hinterhöfe des Nordens – Arnis, Flensburg, Kiel, Lübeck
- 21.15 Yared kommt rum
- 21.45 NDR Info
- 22.00 Popschlager, die Sie kennen sollten
- 22.30 3 nach 9
- 0.30 Willi Lemke – Werder-Manager. Mensch.
- 1.00 Käpt'n's Dinner
- 1.30 Die VIVA-Story

RBB

- 18.00 DER TAG in Berlin & Brandenburg
- 19.30 rbb24 Abendschau
- 20.00 Tagesschau
- 20.15 Die TOP HITS – Berlin und Brandenburgs längste Hitparade

- 23.30 Bezaubernde Lügen. Komödie, F 2010. Regie: Pierre Salvadori. Mit Audrey Tautou, Nathalie Baye
- 1.10 Absolut Live
- 1.55 TXL Berlin Recordings

MDR

- 18.10 Brisant
- 19.00 MDR Regional
- 19.30 MDR aktuell
- 19.50 Elefant, Tiger & Co.
- 20.15 Wiedersehen macht Freude
- 21.45 MDR aktuell
- 22.00 Riverboat
- 0.00 Der Staatsanwalt hat das Wort: Der Preis. DDR 1980
- 1.20 Fünf Minuten Freundschaft
- 1.30 Elefant, Tiger & Co.
- 1.55 Der schönste Sommer meiner Kindheit

PHOENIX

- 12.30 phoenix plus
- 14.00 phoenix vor ort
- 14.15 Deutschlands neue Boomregion? – Eva Schutz über Brandenburg im Umbruch
- 14.30 Dokumentation
- 16.00 Schleuserbanden auf der Spur
- 16.30 Pentagon-Leaks – Top Secret im Gamer-Forum
- 17.15 Koka-Krieg – Kolumbiens Drogen-Guerillas
- 17.30 phoenix der tag
- 18.00 Testfall Thüringen: Demokratie in Gefahr?
- 18.30 iHuman – Fluch und Segen von KI
- 19.15 Dokumentation
- 20.00 Tagesschau
- 20.15 Nachrichten, die die Welt bewegten
- 22.30 Ein Sommer in den Schären – Mehr Schweden geht nicht
- 23.15 Unsere Sommergeschichten: Von Ferien, Flirts und Freibad
- 0.45 Nachrichten, die die Welt bewegten
- 3.00 Die schönsten Landschaften der Welt

Demo für Long-Covid-Hilfe

Kundgebung für mehr medizinische Unterstützung bei Long-Covid in Berlin

Von **Anna Böcker**

Viele Menschen haben wieder Corona, aber außer für Risikogruppen ist es kaum ein Thema. „Sommerwelle“ klingt harmlos – aber ein Teil der Infizierten wird Long-Covid entwickeln. Weltweit sind laut einer neuen Studie schätzungsweise 400 Millionen Menschen betroffen.

Am Freitagnachmittag um 15:30 Uhr demonstrieren Betroffene von Long-Covid und Chronischem Erschöpfungssyndrom (ME/CFS) vor dem Bundesgesundheitsministerium (BMG) in Berlin für Verbesserungen in der medizinischen Versorgung. Sie fordern, dass die vom BMG angeordnete Liste der Off-Label-Medikamente umgehend veröffentlicht wird und für Long-Covid und ME/CFS-Betroffene gleichermaßen gilt. Off-Label-Medikamente sind Medikamente, die eigentlich für die Behandlung anderer Krankheiten zugelassen sind. Da es noch keine medikamentöse Therapie für Long-Covid und ME/CFS gibt, greifen Betroffene auf sie zurück.

Der Arbeitsfortschritt der vom BMG eingesetzten Expertengruppe kann online verfolgt werden. Demnach ist die Off-Label-Liste noch nicht fertiggestellt, aber ein externes Institut sei im Juli beauftragt worden, vorhandene Studiendaten auszuwerten, und es sei bereits eine „Übersicht zur Therapie von Long-Covid-assoziierten Symptomen mit zugelassenen Arzneimitteln“ erstellt worden. Einen konkreten Zeitplan nannte eine Sprecherin des BMG gegenüber der taz nicht.

Die Betroffene Felicia G. hat die Demonstration angemeldet. Sie sagt: „Wir finden: Medikamente zu verweigern, die die Krankheitslast reduzieren, ist unterlassene Hilfeleistung.“ Solange es noch keine passende Behandlung gebe, sei es wichtig, „dass wir Medikamente erhalten, die die Symptome lindern, und diese auch bezahlt bekommen.“ Den Aufruf zur Demonstration gestaltete das Künstler*innenkollektiv „Berlin Buyers Club“, das Aufkleber, Poster, Kleidung und Social-Media-Grafiken designt, um auf Long-Covid aufmerksam zu machen.

Die Entwicklung von Therapien und Medikamentenstudien – insbesondere bei einem neuen Virus – braucht Zeit. Erfahrungen deuten jedoch darauf hin, dass bestimmte Medikamente zumindest die Symptome lindern können. Nur übernehmen die Kassen die Kosten nicht, weil sie für andere Anwendungsgebiete zugelassen sind. Zudem haben Betroffene oft Schwierigkeiten, sie von Kassenärzt*innen verschrieben zu bekommen. So kommen zum Verdienstaustausch noch die Kosten für private Behandlungen hinzu. „Ein Weg in die Armut“, sagt Felicia G.

Auch für ME/CFS gibt es bisher keine zugelassene Therapie. Die Beschwerden werden oft als psychosomatisch interpretiert und behandelt. Das ist fatal: Während Bewegung und Aktivierung bei Depressionen oft helfen, können sie bei ME/CFS sogar schaden. Denn das Kernsymptom der Erkrankung ist die Post-exertionelle Malaise (PEM): Schon nach geringer Anstrengung verschlimmern sich die Symptome, Betroffene „crashen“.

So gibt es Berichte, dass Patient*innen die Reha in deutlich schlechterem Zustand verlassen. Das Prinzip „Reha vor Rente“ knüpft die Teilnahme an einer Reha jedoch an die Bewilligung einer Erwerbsminderungsrente. Vor diesem Hintergrund lautet die zweite Forderung der Demonstration am Freitag: Menschen mit PEM dürfen nicht zur Reha gezwungen werden.

Das Eis schmilzt, die Erde bebt

Geologen sind sich zunehmend einig, dass es einen Zusammenhang zwischen Klimakrise und Erdbeben gibt. Jetzt untersuchen sie, welche Klimaveränderungen wirklich wichtig sind

Von **Holger Kroker**

Der Süden Alaskas gehört zu den erdbebenreichsten Regionen der Welt. Vom „Pfannenstiel“ im Südosten bis zu den Aläuten im Westen zieht sich der Pazifische Feuerring die Küste entlang. Hier rumpeln die Krustenplatten mal aneinander vorbei, mal taucht eine unter der anderen ins Erdinnere ab. Aber das eine wie das andere ist mit heftigen und häufigen Erdbeben verbunden. Doch scheinen hier nicht nur die plattentektonischen Kräfte aus dem Erdinneren am Werk zu sein, sondern auch noch ein anderer Faktor. „Im Südosten Alaskas verzeichnen wir seit Beginn des 19. Jahrhunderts ein gewaltiges Abschmelzen der Gletscher, und das scheint Beben zumindest auszulösen“, formuliert Jeff Freymueller, Geophysiker an der Michigan State University, betont vorsichtig.

Die Vorsicht ist nicht unbegründet: Erdbeben entfesseln die gewaltigsten Kräfte auf diesem Planeten und die meisten entstehen in Tiefen von mindestens zehn Kilometern. Wer also einen Einfluss von Klimaphänomenen wie dem Abschmelzen von Gletschern auf das Geschehen in diesen Tiefen behaupten will, braucht dafür sehr gute Gründe. Immerhin gibt es mittlerweile Indizien, dass der Klimawandel den Auslöser für ein Beben liefern kann, auch wenn er seine Ursache in der Tiefe nicht berührt. Und die Indizien sind so ernsthaft, dass die Geowissenschafts-Community darüber diskutiert. „Ich glaube, wir sind uns alle einig, dass Klimaveränderungen eine Rolle im Erdbebensgeschehen spielen“, sagt etwa Niels Hovius, Geomorphologe am Deutschen Geoforschungszentrum in Potsdam (GFZ). „Die Frage ist nur, welcher Aspekt wirklich wichtig ist.“

Im St.-Elias-Gebirge im Südosten Alaskas, wo Jeff Freymueller das Erdbebensgeschehen seit Jahren untersucht, ist der wohl deutlichste Faktor am Werk. Auf dem Gebirge lastet das nach den Eiskappen an Nord- und Südpol größte zusammenhängende Gletschergebiet der Erde. Hunderte Milliarden Tonnen Eis sollen hier die Nordamerikanische Kontinentalplatte in den darunterliegenden

Erdmantel drücken. Wenn diese Last spürbar abzusmelzen beginnt, beginnt der Kontinent aufzusteigen wie ein Korken im Wasser. Der Grund: Das Gestein der Kontinente ist weniger dicht als das des Erdmantels. Und weil Störungszonen die Erdkruste durchziehen, können solche Lastveränderungen auch Erdbeben auslösen. „Diese Lastveränderungen können die Spannungen in der Erde ebenso stark erhöhen, wie jahrelange tektonische Bewegungen, und letztendlich können sie dadurch Erdbeben auslösen“, so Freymueller.

Das Phänomen ist bekannt, nicht zuletzt aus Skandinavien, das eigentlich als weitgehend bebenfreie Zone gilt. Als dort zum Ende der jüngsten Eiszeit die gewaltigen Eismassen abschmolzen, hob sich der Kontinent und es kam zu vielen, oft auch schweren Beben. Das war lange bevor Menschen dort irgendetwas aufzeichneten, aber im Gelände sind die Spuren dieser starken Beben weiterhin zu sehen. Ähnliches geschieht derzeit in Alaska und Grönland, wo sich die Gletscher deutlich zurückziehen. Und in mehr oder weniger ferner Zukunft wird es auch in der Antarktis mehr als nur Mikroben dieser Art geben, wenn die landgebundenen Eiskappen stark schwinden. „Wenn viel von dieser Last verschwindet, wird man das in der seismischen Aktivität spüren“, so Geomorphologe Hovius.

Der GFZ-Forscher hat selbst ein ähnliches Beispiel in Taiwan intensiv erforscht: Hier war es allerdings kein abschmelzender Gletscher, sondern Extremregen, der für drastische Lastveränderungen sorgte. „2009 blieb der kleine Taifun Morakot über dem Süden Taiwans sozusagen hängen und verursachte dort die stärksten Regenfälle, die wir bislang kennen: drei Meter Niederschlag pro Quadratmeter in fünf Tagen“, so Hovius. Die heftigen Regengüsse sorgten für ebenfalls rekordverdächtige Erosion. 10.000 Erdbeben auf einer Fläche von 7000 Quadratmetern mobilisierten 1,2 Kubikkilometer Erdreich und Gestein. Das hatte Effekt auf die Bebenaktivität auf der Insel, die ebenfalls auf dem Pazifischen Feuerring liegt. „Es gab mehr schwache und weniger starke

Beben als zu erwarten gewesen wäre“, so Hovius. Denn schwache Beben entziehen der Störungszone Energie, sodass die Ladung unter das Niveau sinken kann, bei dem ein starkes Beben ausgelöst wird.

Entscheidend ist: Die Vorgänge an der Oberfläche sind nur der Auslöser, sie liefern sozusagen den Tropfen, der das Fass schließlich zum Überlaufen bringt. Ohne die Bewegungen der Krustenplatten, die Störungszonen so weit mit Energie aufladen, dass sie kurz davor sind, sich in einem Beben zu entladen, bleiben auch die größten Gletscherschmelzen oder Taifune folgenlos. Die Rolle von Klimaänderungen, seien sie natürlich oder menschengemacht, sei daher begrenzt. Zumindest wenn es um die großen Schadenbeben geht, die in großer Tiefe entstehen.

„Allerdings überrascht uns die Erde auch immer wieder mit etwas

„Ich glaube, wir sind uns alle einig, dass Klimaveränderungen eine Rolle im Erdbebensgeschehen spielen“

Niels Hovius, Geomorphologe

Neuem, zum Beispiel mit extrem flachen Beben, die ihren Ursprung in vielleicht einem Kilometer Tiefe haben. Und da können Klimaveränderungen größeren Einfluss haben“, sagt Jean-Paul Ampuero, Seismologe an der Universität der Côte d’Azur in Nizza. Diese flachen Beben entfalten viel weniger Energie als die schweren Beben an den bekannten Störungszonen. Sie treten aber auch in Gebieten auf, die als bebenfrei gelten oder zumindest nur eine geringe Bebengefahr haben. Die Folge: Bauwerke sind für Erdstöße nicht ausgelegt, sodass schon ein relativ schwaches Beben einen großen Schaden verursachen kann. „Solche Beben stellen ein Problem dar, weil die Störungen, die da aktiviert werden, überall verlaufen können und sie sehr viel einfacher durch einen Massenabtrag an der Oberfläche beeinflusst werden können“, so Ampuero. 2019 soll ein Steinbruch in der französischen Re-

gion Ardèche Auslöser eines Erdbebens der Stärke 5,4 gewesen sein. „Nach 200 Jahren war so viel Gestein herausgeholt worden, dass die Erdkruste reagierte“, erklärt der Seismologe Ampuero.

Ein weiteres Beispiel für menschengemachte Erdbeben liefert die Fracking-Industrie, die in Oklahoma Bebenschwärme durch eine drastische Veränderung des Grundwassersystems auslöste. Sie pumpt große Wassermengen in den Untergrund und erhöhte dort den Druck im Gestein. Das kann auch bei Extremwetterereignissen passieren. Die schwachen Beben nach dem Taifun Morakot in Taiwan hatten vor allem flache Ursprungszonen und könnten mit einem durch den Regen stark veränderten Grundwassersystem zusammenhängen. Morakot ist bislang das einzige Klimaphänomen, von dem solche Einflüsse auf die Bebenaktivität bekannt ist. Doch in der Folge eines sich verschärfenden Klimawandels könnten immer mehr davon auftreten. Das Problem: die Menschheit ist nahezu blind für solche Gefahren, denn die seismischen Netze, die die Erdbebewegungen protokollieren, sind zurzeit vollständig auf die großen Störungszonen ausgerichtet. „Wir müssten einen Teil unserer Aufmerksamkeit auf diese blinden Flecken richten, und das nicht nur mit Seismometern, sondern mit einer ganzen Batterie von Umweltsensoren, um die Änderungen in Meteorologie und im Boden zu erfassen“, fordert GFZ-Forscher Hovius.

Entscheidend wird die Frage sein, ob sich der Klimawandel nicht nur in der Bebenhäufigkeit niederschlägt, sondern auch das Risiko für Menschen und Infrastruktur erhöht. Darauf deutet momentan nur wenig hin. „Die kleinen Erdbeben sorgen nicht für große Zerstörungen, sie werden keine große Rolle für die Gesellschaften spielen“, schätzt Hovius. Und die Gefahr, dass der Klimawandel ein großes Beben zumindest auslöst? „Ich würde nicht sagen, dass es unmöglich ist, ich halte es nur für sehr, sehr unwahrscheinlich!“ Zumindest für den geologisch kurzen Zeitraum der nächsten Jahrhunderte.

Im Südosten Alaskas verzeichnet man seit Beginn des 19. Jahrhunderts ein gewaltiges Abschmelzen der Gletscher
Foto: Sarah Ann Loreth/Cavan/imago



Bernd Müllender
Eingelocht

Eine neue Generation Golf

Olympia? Schon lange her. Obwohl, nachhallen in unser aller Gedächtnis wird dieses grandiose Kunstwerk von Sportevent noch lange. Und die Paralympics fangen erst an. Von wegen vorbei. Bei den Paralympics wird allerdings kein Golf gespielt. Die GolferInnen mit Behinderung hatten im Juli, kurz vor Olympia, ihre Mannschafts-Europameisterschaft in Hösel nahe Düsseldorf. Spektakulär, was Einarmige oder Menschen im Rollstuhl auf dem Golfplatz zu leisten imstande sind, mit welcher Eleganz, Präzision und Grandezza. Den Titel holte übrigens Frankreich; der Grande Nation gelingt in diesem Sportsommer fast alles.

Nicht so allerdings beim olympischen Golf. Dafür gab es hitchcockhafte Battles um die Medaillen, bei den Männern wie auch bei den Frauen. Im Fernsehen liefen die Wettbewerbe leider weitgehend unter dem Radar, vor Ort wurden sie von täglich 30.000 Menschen euphorisch gefeiert.

Noch erstaunlicher: Welchen Stellenwert Golf bei den Aktiven hat. Fast alle Stars waren am Start. Vor acht Jahren in Rio, bei Golfs Rückkehr ins olympische Programm, hatten viele noch abgewunken: Was soll ich da? Passt nicht in meinen Turnierplan, in meine Routinen. Ich bin Individualsportler par excellence, was soll ich für ein Land ran? Viele schoben damals das Zikavirus vor, um abzusagen. Entsprechend mau war das Publikumsinteresse in Brasilien. Die publikumslosen Covid-Spiele in Tokio risiken 2021 ohnehin niemanden von den Sitzen.

Anders in Paris: Bei den Männern gab es auf den letzten Löchern des Schlusstags einen stundenlangen Showdown mit Dramen ohne Ende, Wiedergeburten aus dem abgeschlagenen Nichts, ständig wechselnden Führungen. Der Baske Jon Rahm hatte zeitweilig vier Schläge Vorsprung und stürzte plötzlich verkrampt ins Medaillenlose.

Am Ende hatte der US-Weltranglistenerte Scottie Scheffler nach monströser Aufholjagd gewonnen, und fast wäre mit dem Einheimischen Victor Perez tatsächlich auch noch ein Franzose aufs Treppchen gestiegen. Das Publikum tobte, als handele es sich um einen schlägerschwingenden Leon Marchand, den wässrigen Allesabräumer. Wäre das Turnier über 75 statt 72 Loch gegangen – wer weiß, wo dieser Perez noch gelandet wäre.

Bei den Frauen war die Dramaturgie ähnlich. Die Favoritinnen, mehrheitlich aus Asien oder den USA, schwächelten, je näher das Schlussloch kam. Eine blieb konstant: Goldmedaillengewinnerin Lydia Ko aus Neuseeland. Und Silber: Esther Henseleit, 25, aus Varel in Friesland. Das war ein unerwarteter Knaller, mit einer großartigen 66er-Schlussrunde nahe dem Platzrekord, von Position 13 am Morgen auf 2.

Henseleit ist taz-LeserInnen keine Unbekannte (siehe taz vom 1. 8. 2020). Sie sprach schon vor vier Jahren, gerade Profi geworden, vom Karriereziel Olympia-Teilnahme. Im taz-Gespräch war es auch um Henseleits damaligen WG-Kumpel Paul gegangen, der bei ihrem ersten Turnier in Spanien die Tasche als Cadie schlepte und mit klassenkämpferischen Sprüchen die feine Golfwelt rockte. Ein Glücksfall, so Henseleit, war ihr Abi an einer Waldorfschule: „Da lernt man viel Kreativität, und das kann auf dem Platz nur hilfreich sein.“

Auffallend, mit welcher hymnischen Begeisterung der deutsche Golfverband Henseleits überraschenden Erfolg feierte. Historisch, Sensation, solches Vokabular, oder gleich: „ikonischer Höhepunkt“. Klar: die erste deutsche Olympiamedaille im Golf. Aber sorry, die beste Spielerin des Landes, Weltrangliste immerhin Platz 42, wird bei einem Turnier Zweite – das ist doch für einen selbstbewussten Verband kein Grund zum Ausrasten. Golf wächst seit Jahren, und mit Langer und Kaymer haben zwei Spieler schon je zwei Majors gewonnen. Aber diese Henseleit: „Sie hat uns alle in Golfdeutschland glücklich gemacht.“

Erstaunlich: Golf und Olympia, eben noch zwei fremdelnde Welten, sind in Paris verschmolzen. Die Süddeutsche Zeitung spricht schon von der „Generation Olympia“.

Am Wochenende machte Henseleit weiter: Bei den renommierten Scottish Open wurde sie wieder Zweite. Ganz Golfdeutschland darf 167.000 Dollar Preisgeld bejubeln und sich mit Henseleit als viertbeste Europäerin über eine ikonische Weltranglisten-Position 29 freuen.

Kein Werben fürs Sterben

Ein breites Fan-Bündnis bei Borussia Dortmund hat vor dem ersten Spieltag Proteste gegen Sponsor Rheinmetall angekündigt. Aber wer hat den längeren Atem?

Von Fridolin Haagen

Bisher ist vom Rheinmetall-Sponsoring nicht viel zu sehen. Auf der BVB-Website findet sich das Logo des Rüstungsunternehmens, beim letzten Testspiel lief der Werbespruch über die Banden. Es gibt keine Trikotwerbung, kein Hauptsponsoring. Dabei sollen für die drei Jahre Partnerschaft 20 Millionen Euro fließen. Offiziell ist die Waffenfirma als „Champion Partner“ des BVB klassifiziert, liegt aber in puncto Geldsumme deutlich

Der Protest kann erfolgreich sein, wenn er hartnäckig ist, wie die letzte Saison zeigte

höher als Sponsoren der gleichen Kategorie wie Sparda-Bank oder GLS. Doch auch wenn man noch nicht so viel sieht: Borussia Dortmund wird zum Start der Männer-Bundesliga massenhafte Proteste erleben.

Drei Tage vor dem Champions-League-Finale, immerhin dem wichtigsten Spiel der letzten elf Jahre, ging die Meldung vom Rheinmetall-Sponsoring durch die Medien. Viele Menschen haben sich darüber aufgeregt, egal ob fußballverrückt oder nicht. Selbst Wirtschafts-

minister Robert Habeck bewegte sie zu einer Stellungnahme. Doch anders als der Grünenpolitiker, der die Zusammenarbeit verteidigt hat, haben sehr viele die Problematik erkannt und auch Sympathien für den Verein verloren. Das wurde bewusst einkalkuliert von Dortmunds Geschäftsführer Hans-Joachim Watzke, der den Deal öffentlich verkündete. Die Reaktion der Fans folgte umgehend: Es gab eine spontane Demo und ein Transparent gegen Sportswashing im Champions-League-Finale. Doch für eine Firma, die Profite mit Krieg macht, ist schlechte Publicity wohl besser als gar keine. Also was tun?

Zum ersten Spieltag gegen Frankfurt haben fast 90 Fangruppierungen zu Protesten im eigenen Stadion aufgerufen. Unter dem Motto „Wir lassen uns nicht von euren Karren spannen – Borussia ohne Rheinmetall“ werden die Fans zu Beginn der zweiten Hälfte ihren Unmut kundtun. Zu den Protesten aufgerufen hat ein breites Spektrum bis hin zu den „Desperados“, die immer mal wieder durch rechtsradikale Gesinnung ihrer Mitglieder auffallen, oder „The Unity“, Ultras, die den Spieler August Lenz in ihr Logo und Fahnen integriert haben, der NSDAP- und SA-Mitglied war.

Nicht alle Fans sind aus einer linken, pazifistischen Perspektive gegen Rheinmetall. Genau wie nicht alle Ultras aus einer

linken, antikapitalistischen Perspektive gegen den Investoreneinstieg in der Männer-Bundesliga waren. Wie der Protest konkret aussehen wird, bleibt abzuwarten. Ebenso fraglich, ob alle Fans an einem Strang ziehen.

Das Worst-case-Szenario ginge noch eine Stufe weiter. Die Verträge mit den Hauptsponsoren 1&1 und Evonik laufen nächstes Jahr aus, und noch ist keine Tendenz absehbar, wer ab der Saison 2025/26 auf dem Dortmunder Trikot abgebildet sein wird. Früher oder

war damals Watzke, der bei der DFL Aufsichtsratschef ist. Weit wichtiger als die Art des Protests war die Unnachgiebigkeit der Beteiligten. Denn die Aktiven in den Stadien waren simpel, erst gab es zahlreiche Stimungsboykotts, danach dominierten durch Tennisbälle erzwungene Spielabbrüche wochenlang die Spieltage. Die Argumentationsgrundlage damals war klar, durch Investoreneinstieg wurde eine weitere Zerstückelung des Spieltags befürchtet, ungünstige Anstoßzei-



später könnte auch das Kriegsunternehmen als Kandidat genannt werden. Ein Werben fürs Sterben in der Bundesliga und Champions League?

Der Protest kann erfolgreich sein, wenn er hartnäckig ist, wie die letzte Saison zeigte. Denn die langen Proteste vieler Ultra- und Fangruppen gegen einen Investoreneinstieg bei der DFL führten dazu, dass die DFL das Projekt abblies. Besonders frustriert

ten für die Fans und die Austragung des Supercups oder Pokalendspiels etwa in Saudi-Arabien. Die Befürwortenden des Investoreneinstiegs konnten nie transparent und glaubwürdig die Kritik widerlegen. Auch im aktuellen Fall liegen die Argumente der Fans auf dem Tisch. Entscheidend dürfte sein, wie energisch der Protest ausfällt – und wer am Ende den längeren Atem behält.

Abschied von Manuel Neuer

Jetzt hat wohl auch der letzte Weltmeister von 2014 seine Kappe beim DFB genommen – und auch das Timing stimmte

2014, 124, 2024. Klingt wie ein Fußballschlager der Sportfreunde Stiller, sind aber die Zahlen von Manuel „Koan“ Neuer, dem bisherigen Stammtorhüter der deutschen Fußballnationalmannschaft der Männer, der am Mittwoch seinen Abschied verkündete. Weltmeister 2014, 124 Länderspiele, sein letztes war das unglückliche 1:2 n. V. gegen Spanien bei der EM im eigenen Land. Manuel Neuer, wie İlkay Gündoğan gebürtiger Gelsenkirchener, der nach dem Tanz mit der Fahnenstange im Pokalhalbfinale sein Glück in München suchte und fand und nie mehr nach Gelsenkirchen zurück (irgendwie scheint dort die Erde verbrannt zu sein, dass keine Ehemaligen mehr zurück



Manuel Neuer Foto: dpa

wollen, weder Özil, noch Neuer, noch Gündoğan, Draxler oder Sané). Er prägte das moderne Torwartspiel wie kein Zweiter, hielt wie ein Besessener – das Spiel seines Lebens war wohl das Achtelfinale gegen Algerien

(2:1 n. V.), in dem er den rettenden Ausflug perfektionierte, für den er berühmt war. Neben der Fahnenstange und dubiosen Freunde aus Kroatien war Neuer auch für seinen Reklamierarm berühmt und berüchtigt, ein guter Verlierer war er nie. Musste er meistens auch nicht sein. In frischer Erinnerung bleibt sein unwirklicher Patzer in der Champions League bei Real, und sein solides, rundes Turnier bei der EM. Er wolle sich jetzt auf die Bayern konzentrieren, gab er bekannt, wo er mit Thomas Müller zusammen noch ein paar Rekorde sammeln kann, bevor beide ins Land der untergehenden Sonne reiten können. Als Torwart beim DFB wird er noch lange unerreichbar bleiben. (rh)

was alles nicht fehlt

Veganer Stadionbesuch: Für Stadionwurst und Co. gibt es mittlerweile zahlreiche Alternativen. Zum Start der neuen Bundesliga-Saison können sich die Fans neben verschiedenen Wurst- und Fleischvarianten oft auch für Falafel, Veggieburger oder vegane Wurst entscheiden. Jedes Bundesligateam bietet aktuell mindestens ein vollwertiges veganes Gericht an. Die Nachfrage für fleischlose Stärkungen steigt auch in den Arenen Deutschlands.

Kleine Teams, viel Geld: Keine andere Liga bekommt so viel TV-Geld wie die englische. Selbst die vergleichsweise kleineren Clubs der Premier League können viel Geld ausgeben. Aston Villa, West Ham United und der AFC Bournemouth haben teils deutlich mehr als 100 Millionen Euro für neue Spieler ausgegeben. Selbst Aufsteiger Ipswich Town zahlte schon über 80 Millionen Euro. Zum Vergleich: Bundesliga-Aufsteiger Holstein Kiel gab 3,2 Millionen Euro während dieses Fensters für Transfers aus.

tier des tages

Singt Spheniscidae, singt, liebe Pinguine, weiter so schön! Gerührt und geschüttelt hat es die tierliche Wahrheit, als sie am diesigen Donnerstag vom Tod des „schwulen Eselspinguin Sphen“ im Zoo von Sydney erfuhr. Und weiter: Als sein Liebster „Magic den toten Sphen gesehen habe, habe er sofort begonnen zu singen – und die ganze Pinguinkolonie habe eingestimmt“, meldete uns die wie die Wahrheit gestern ganz nah am Wasser gebaute dpa mit dicken Tickerträgen voller Rührung. RIP, Sphen!



das wetter

Hund heißt Mann

Im Hof war nichts los. Mann betrachtete sein Konterfei. Wie schön er doch war, wie gut getroffen! Der Hundehüttenhöhlenmaler verstand sein Handwerk aber sowas von. Mann bellte vor Freude eine Oktave höher. Sein sehniger, schlanker und äußerst feingliedriger Körper war auch ohne Taschenlampe auf dem Fries gut zu erkennen. Wie er da so saß, auf seinen hohen Beinen! Ein Gedicht, stets sprunghaft, Mann

war schließlich ein Windhund. Drei dreieckige Schlappohren umrahmten seinen schmalen Kopf mit langem Fang. Mann schnappte sich die Hundebürste aus dem Plastikschächtelchen von Frau und striegelte seine Dreiecke. Seine Rute war tief angesetzt und lief schlank aus. Er wedelte Hals über Kopf vor Freude, er war so hübsch! Wenn nur Frau nicht wäre. Mann wackelte tief in die Hundehütte hinein und zog einen Flunsch.

Der Kommissar und die Killer

Der Knoten in den Akten. Eine Fortsetzungsgeschichte der etwas anderen Art (Teil 5). Heute: Wie es mächtig knallte ...

Von Michael Ringel

Was bisher geschah: Rechtsanwalt Doktor Schrunz hat mit Hilfe der Triaden seine Mutter beseitigen lassen. Die drei verbrecherischen Brüder haben seinen einzigen Mandanten Röder entführt, um an einen Knoten zu gelangen, der sie zu einem Schatz von unermesslichem Wert führen soll. Offenbar wird das geheimnisvolle Objekt der Begierde von einem gefährlichen Drachen bewacht ...

Heinz Müller traute seinen Augen nicht. Wie zur Hölle war Röder aus dem Hobbykeller entkommen? Und wieso zum Teufel war er nicht mehr betäubt? Der Bandenführer fluchte, dass die Wände der weiträumigen Familienvilla wackelten und sich seine Brüder Heinz Meier und Heinz Schulz die wehen Ohren zuhielten.

Vor den Augen der drei Triaden taumelte völlig von Sinnen Röder durch die Eingangshalle, im Arm eine mannshohe Boden vase aus der Ming-Dynastie. Jeden Moment drohte das wertvolle Gefäß auf den schwarzweißen Terrakottafliesen in tausend Teile zu zerspringen. Offenbar hielt Röder den graugrünen Drachen auf der Vase für eine bedrohlich echte Bestie, die er niederringen und besiegen wollte.

„Nicht das gute Porzellan!“, rief Heinz Müller so durchdringend, dass Röder schlagartig nüchtern wurde. Die hünenhaften Brüder packten den Willenlosen an beiden Armen und schleiften ihn wieder hinunter ins Kellerverlies, während Heinz Müller sanft über die ebenso glatte wie zarte Oberfläche der



Wie die Scherben einer zersplitterten Ming-Vase erscheinen die Einzelteile des Kriminalfalls Foto: ap

geretteten uralten porzellanenen Ming-Vase strich.

Vaters Erbe, dachte er und versank tief in Erinnerungen, sodass er nicht bemerkte, dass Irmina Hornbach sich still und heimlich mitten im Trubel aus dem Staub gemacht hatte. Müllers frühere Sandkastenbekanntschaft, die eben noch so munter schmutzige Witze erzählt hatte, rannte auf ihren Pumps davon und stoppte erst an der nächsten Ecke, an der ein unauffällig grau lackierter Ford Transit geparkt war.

Irmina öffnete die Hecktür mit dem Klempnerlogo „Gas, Wasser, Dung lösen wir mit Schwung“, stieg ein, griff sich ans Kinn und zog mit einem Ruck die Latexmaske vom Gesicht. Unter der zweiten Haut kam Schropp-

mann zum Vorschein, Kommissar Schroppmann.

Der Sonderermittler des Bundeskriminalamtes machte es sich schnaufend in seinem Drehsessel bequem und betrachtete die mobile „Irrenwand“, die er bei langwierigen Ermittlungen immer in seinem Transit mit sich führte. Auf einer großen Spanholzplatte waren Fotos von Röder, Schrunz und den Triaden angepinnt, zwischen denen rote Wollfäden hin und her gezogen waren, um die Verbindungen deutlich zu machen. Unter den Bildern standen Anmerkungen wie „Täter“, „Warum?“ oder „Mutter!“. Unter das Foto von Röder schrieb er nun mit einem wasserfesten Stift eine neue Erkenntnis: „psychoaktive Droge“.

Schroppmann lächelte in sich hinein. Wegen einer solchen „Irrenwand“, wie Bullen es nennen, wenn sie unter sich sind, war er überhaupt erst zum Kommissar geworden. Als Kind schon hatte er die Fahndungswände in Thrillern bewundert und sich immer eine eigene gewünscht. Und schließlich hatte er in Quantico gelernt, sie professionell anzufertigen. Die schönste Zeit seines Lebens, das Semester als Hospitant an der FBI-Akademie. Dort hatte er sich alles angeeignet, was er heute konnte. Deshalb erkannte er gleich, dass die Triaden Röder ein Psychotropikum verabreicht hatten. Auf Droge kämpfte der Entführte mit Drachen, wo andere weiße Mäuse sahen.

Damals in Quantico hatte er seine Abschlussarbeit zum Thema „Transgender-Maskierung bei der Verbrechensbekämpfung“ verfasst. Das Zeugnis mit der Note eins überreichte ihm bei der Abschlussfeier seines Jahrgangs der für eine Rede eingeladene Schauspieler Zeeko Zaki, der in der Fernsehserie „FBI“ den „Agent OA Zidan“ verkörperte, den ersten muslimischen Bundesagenten des Federal Bureau of Investigation.

Schroppmann war sehr stolz auf den Handschlag mit OA und dessen Lob, er, Schroppmann, habe fantastische Arbeit geleistet und sei wohl der erste Fahnder weltweit, der bei Verfolgungsjagden in Windeseile sein Geschlecht wechseln konnte. Und als Irmina Hornbach wollte er jetzt die Triaden endgültig dingfest machen.

Schroppmann ahnte, dass die Triaden Drogen aus Südamerika im Danziger Goldwasser schmuggelten, das sie in ihrem Hobbykeller lagerten. Die bei jeder Bewegung der Flasche aufwirbelnden goldenen Plättchen waren wahrscheinlich in pures Blattgold getränkte Binoide, eine extrem seltene Substanz, die Hauptbestandteil aller Drogen dieser Welt war und damit lukrativer noch als der reinste Stoff. Nicht zu verwechseln mit Bionade. Schroppmanns Lieblingsgetränk. Durstig nahm er einen erfrischenden Schluck.

Der durchtriebene Röder aber war ihnen seinerzeit auf die Schliche gekommen und hatte entdeckt, dass es Knoten bräuchte, um die Substanz wieder vom Gold zu trennen, das aus Labors in China stammte.

Röder hatte Schrunz alles erzählt, und Schrunz gestand es in einem schwachen Moment einer Mutter, die Schroppmanns Geliebte wurde, als er mit hochfliegenden Plänen aus Quantico heimkehrte.

Fast hätte der Kommissar die Triaden-Killer damals bereits am Wickel gehabt. Bei einem Schusswechsel im Chinesenviertel hatte Schroppmann mit seiner blauen Beretta Nano Heinz Müller eine Kugel verpasst, ein glatter Durchschuss der Schulter. Der Bandenboss konnte jedoch in eine U-Bahn springen und fliehen.

Eine Ära der Liebe und der Jagd. Schroppmann war vor

Das Semester als Hospitant an der FBI-Akademie in Quantico war die schönste Zeit seines Lebens

Theodora auf die Knie gefallen und hatte ihr einen Heiratsantrag gemacht, doch ihrem missratenen Sohn passte die Liaison mit dem Bullen gar nicht, und so beauftragte Schrunz die Triaden, seine redselige Mutter vorzeitig den Weg allen Fleisches gehen zu lassen.

Ach, Theodora Schrunz, geborene Buntschuh, wärst du doch nur jetzt hier bei mir, trauerte Schroppmann der zweitbesten Zeit seines Lebens nach, als plötzlich die Tür des Transits aufgerissen wurde ...

Fortsetzung demnächst

Jürgen Roth

Hitler und Hitze

Jüngst hat das teutsche Fachmagazin für Wehrertüchtigung und Erhiterung der Welt, der Spiegel, eine sensationelle Titelseite über „die heimlichen Hitler“ veröffentlicht – und dabei vergessen, dass es neben dem Singular einen weiteren Numerus gibt. Man nennt ihn Plural. Richtig hätte es „die heimlichen Hitlers“ heißen müssen.

Das hiesige Fernsehen ist diesbezüglich grammatikalisch sattelfest (vergleiche „Diese Drombuschs“, „Die Wicherts von nebenan“, „Die Waltons“, „Die Fallers“ und so weiter) und bleibt beim Führer ohnehin standhaft: Es gab nur den einen, the one and only Hitler.

Weilt die schöne Frau bei mir, biete ich ihr spätabends immer eine Wette an: nämlich dass im

TV mindestens ein Hitler läuft. Bislang habe ich nie verloren, und manchmal müssen wir uns dann sogar zwischen drei Hitlern entscheiden, da wird man richtig brutal „gechallengt“ (Fußballvollpfosten Klaus Veltman, Sky).

„Hitlers Reich privat“ auf Phoenix ist schon ziemlich stark, aber auf der Website von ZDFinfo findet man 868 Ergebnisse zu „Hitler“, von „Countdown zum Zweiten Weltkrieg“ über „Das ‚Dritte Reich‘ vor Gericht“ bis zu „Hitlers Sklaven“, „Hitler privat“, „Hitlers Hofstaat“, „Hitlers Familie“ (yeah!), „Hitlers München“, „Hitlers Berlin“, „Hitlers Herrschaft“, „Hitlers langer Schatten“, „Hitlers Zorn“ (der Mann war ab und an zornig? Wirklich?) bis zu – ohne Scheiß – „Neues vom ‚Führer‘“.

Letzteres ist fürwahr ein Megaknaller, weshalb die private Konkurrenz von n-tv u. a. mit „Inside Hitler“, „Hitlers Leibarzt“, „Hitlers Aufstieg und Untergang“ (na endlich), „Hitlers Festung“, „Hitler – ‚Mein Kampf‘“ und – Obacht! Trommelwirbel! – „Apokalypse Hitler“ sowie – das schießt die Taube definitiv vom Dach – einer „Adolf-Hitler-Themenseite“ ins Rennen marschiert, auf der ich allerdings eine Meldung vermisst habe: „Hitler zeigt Hitler-Gruß!“

Die hiesigen Medien sind, „man muss das klar konstituieren“ (ARD-Kommentator Florian Naß während der Tour de France Femmes), bis ins Mark verhitelt, und haben sie mal keinen Hitler in petto, rauscht vermutlich weil das Deutsche arg zur Alliteration neigt, die

Hitze daher, inklusive anverwandter Titel. Phoenix: „Hitze frei? – Klima wandelt Arbeit“, „Spanien – Wassermangel im Urlaubsparadies“, „Hopfen und Malz verloren? – Europas Biere in Gefahr“ und „Frankreich – Wein in Gefahr?“

n-tv? Logisch: „Erst Hitze, dann Blitze“, „Klima-Labor“ und – sehr geil – „Extreme Hitze bläht Autos in China auf“ (geschieht denen recht). Und ZDFinfo fährt 1894 Treffer zu „Hitze“ auf. Die vorerst schönsten: „Warnung vor extremer Hitze“, „Krasse Gewitter!“, „Wo die Hitze bleibt“ und: „Hitze“.

Ach je, „Geist und Seele wird verwirret“ (BWV 35). Der Johann Sebastian war auch nicht recht numerosfest. Oder schrieb's eben der i-Assonanz wegen hin. Kann ja noch werden.

taz die tageszeitung

erscheint tägl. Montag bis Samstag, Herausgeb.: taz die tageszeitung, Verlagsgenossenschaft eG

Hausanschrift: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Postanschrift: Postf. 610229, 10923 Berlin
Telefon: 030 | 25 902-0 | www.taz.de
Chefredaktion: Barbara Junge, Ulrike Winkelmann, Katrin Gottschalk (stellv.)
Chefreporter: Peter Unfried

Lokalredaktionen:
Nord-Hamburg: Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, 040 | 38 90 17-0
Bremen: Pieperstraße 7, 28195 Bremen, 0421 | 96026 0
Berlin: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, 030 | 25 902 0

Verantwortlich i.S. des Pressegesetzes: Barbara Junge
Leserinnenbriefseite: Gaby Sohl
Anzeigen: Sönke Tümmler
Berliner Lokalteil: Marie Frank | alle Berlin
Regionaltel Nord: Jan Kahlcke | Hamburg
Leserinnenbriefe E-Mail: briefe@taz.de
Fax: 030 | 25 902 516

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Ausgaben im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.

taz Shop: 030 | 25 902 138

Anzeigenverkauf: taz-Anzeigenabteilung, Friedrichstraße 21
Tel.: 030 | 25 902 314
E-Mail: anzeigen@taz.de

Verlag: taz Verlags- und Vertriebs GmbH Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Geschäftsführerinnen: Aline Lüllmann, Andreas Marggraf

Gesellschafter: taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin

Vorstand: Pascal Beucker, Redakteur | Anne Fromm, Redakteurin | Aline Lüllmann, Kauffrau | Andreas Marggraf, Kaufmann | Anja Mierel, Verlagskauffrau | alle Berlin

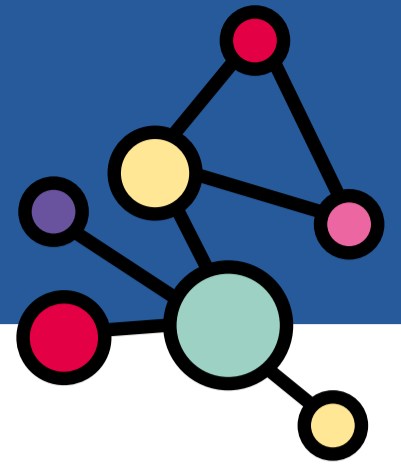
Aufsichtsrat: Jens Pohlmann, Wirtschaftsprüfer/ Steuerberater, Bielefeld | Hermann-Josef Tenhagen, Journalist, Berlin | Nina Schoenian, Kauffrau, Berlin

Druck auf PALM Recyclingpapier: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg | prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg | MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen

Abo-Service: 030 | 25 902 590 9.00 – 16.00 Uhr | Mo. – Fr.
Fax: 030 | 25 902-680

E-Mail: abo@taz.de
Abo-Nummer nicht vergessen!
Mtl. Mindestpreis regulär 42,80 €





editorial

Bratwurstland ist abgebrannt!

Liebe Lesende,

was glaubt man nicht alles über Thüringen zu wissen. Klöße und Bratwurst, Weimarer Klassik und Bauhaus, ein linker Ministerpräsident und ein Liberaler, der es mit Stimmen der AfD auch werden wollte. Ein lebenswertes Bundesland mit viel Natur und geschichtsträchtigen Orten. Aber auch ein Bundesland mit Abwanderung, brennenden Häusern von Lokalpolitikern, Reichsbürgern und Rechtsextremisten auf der Straße und im Parlament. Das schafft regelmäßig Aufmerksamkeit bundesweit.

Mit dieser Beilage der taz Panter Stiftung wollen wir nicht über Thüringen schreiben, sondern aus Thüringen heraus. Wir, junge Menschen zwischen 16 und 28 Jahre alt, wollen erklären, was uns beschäftigt – was uns nachts wach hält oder ruhig schlafen lässt. Auf Einladung der Stiftung der taz haben wir uns in den letzten Monaten darüber ausgetauscht. Auch für Sachsen und Brandenburg erscheinen Sonderseiten, jeweils am 30. August und am 20. September, immer kurz vor den Landtagswahlen.

Selbst wenn die Mauer schon vor über dreißig Jahren gefallen ist, existiert sie noch immer in unseren Köpfen. Weit entfernt liegt der Tag, an dem wir nicht mehr in alten und neuen Bundesländern sprechen werden. In so vielen Punkten bleibt das Land noch ungleich. Zwar ist der Gender-Pay-Gap im Osten deutlich geringer als im Westen, aber durchschnittlich verdient man 17 Prozent weniger. Auch an anderen Stellen muss für Gleichberechtigung gekämpft werden, wie auf den vielen Christopher Street Days (CSD), die mittlerweile überall in Thüringen stattfinden. Für ein queeres Leben in Thüringen machen sich viele Menschen stark, jedoch könnten sie durch einen Wahlerfolg der AfD am 1. September Probleme bekommen.

Aber die Gefahr von rechts ist besonders außerparlamentarisch zu spüren: Mitglieder der Kampfsportgruppe Knockout 51 wurden zwar zu Haftstrafen verurteilt, jedoch bleibt die Eisenacher Neonaziszene weiter bestehen. Zivilgesellschaftlichen Gegenwind gibt es hier besonders aus Jena, wo sich die Fans des örtlichen Fußballclubs immer wieder gegen Rechtsextremismus äußern und wichtige Jugendarbeit betreiben.

Nur wenige Kilometer weiter liegt die Stadt Gera, die seit der Wende mit Abwanderung zu kämpfen hat. Ein schlechtes ÖPNV-Netz macht das Leben für junge Menschen in Thüringen nicht leicht. Kein Wunder, dass Mopeds gerade auf dem Land beliebt und Tankstellen zu sozialen Treffpunkten werden, wenn die Cafés der Stadt unerreichbar sind.

Kennen Sie die Unstrut? Den Fluss finden Sie auch in dieser Beilage – viel Spaß beim Lesen.

Dario Holz (22) wurde in Dresden geboren und durch Pegida zwangspolitisiert. Er studiert in Jena.

impresum

Projektleitung: Andreas Rüttenauer, Gemma Terés Arilla
Redaktion: David Muschenich, Céline Weimar-Dittmar, Alexandra Hilpert, Anastasia Zejnelli, Ann-Kathrin Leclère
Projektsassistent: Laila Durczak
Fotoredaktion: Isabel Lott
Layout: Sonja Trabandt
Korrektur: Rosemarie Nünning

Die Dossiers Thüringen, Sachsen und Brandenburg vor den Landtagswahlen sind Teil der Projekte Demokratie- und Nachwuchsförderung der taz Panter Stiftung



Illustration: Nina Kolarzik

Um Einheit steht's drei viertel zwölf

Ich bin im Jahr 2005 geboren, 16 Jahre nach dem Mauerfall und dem Ende der DDR. Warum ich trotzdem ein Ossi bin

Von **Mika Schlegel**

„Ossi“ – wer dieses Wort hört, denkt wohl oft an ähnliche Dinge: wie Trabants versteigert und rote Halstücher gebunden werden. Wie am Abend Viba genascht wird, dazu vielleicht ein Schluck Rotkäppchensekt, je nachdem, wo man aufgewachsen ist.

Und an dieser Stelle sollte man statt vom Osten wohl eher von der DDR sprechen. Für den Großteil der Menschen ist mit der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) etwas Vergangenes gemeint – etwas Altes, Ausgedientes, ein schwarzer Fleck in der deutschen Geschichte, den meine Generation heute eigentlich nur noch aus Büchern kennen sollte. Doch Viba, eine Süßwarenmarke aus dem ehemaligen Sowjetdeutschland, hat bis heute überlebt. Und ebenso die Wut auf den Westen.

Eltern, die früher Angst vor Wehreintrag und Stasi hatten, vermitteln ihren Kindern andere Werte

„Zu DDR-Zeiten ...“ beginnen meine Eltern oft ihre Geschichten. Sie schwärmen dann von der Disziplin, Stabilität und Wertschätzung, an die sie sich erinnern. Werte, die eine große Bedeutung haben für Menschen, deren Weg vom Staat vorgezeichnet war. Belohnt wurde Pflichtbewusstsein, und dazu gehörte auch, sich mit wenig zufriedenzugeben. Die Wende bedeutete für viele aus meiner Eltern- und Großelterngeneration einen Systemwechsel: Ganze Regionen wurden demontiert, also Unternehmen aufgelöst, Fabriken und Bürogebäude abgerissen oder umgebaut und Ausbildungen aberkannt. Viele haben ihre Jobs verloren, waren verwirrt und überfordert. Das waren die ersten Erfahrungen, die meine Eltern und Großeltern mit dem demokratischen Westen gemacht haben.

Auch mehr als 30 Jahre nach dem Mauerfall fällt es ihnen schwer, sich in der Demokratie und im Wohlfahrtsstaat zurechtzufinden. Der Mangel der

DDR und die Verluste der BRD haben sie geprägt. Sie fühlen sich fremd. Meine Großeltern verstehen das Schulsystem nicht, meine Eltern nichts von Politik. Mit der Wende haben sie die Stabilität ihres gewohnten Lebens verloren.

Die Folge ist ein kollektives Trauma, in dessen Schatten ich und viele andere in meinem Alter aufgewachsen sind – und das auch noch isoliert im infrastrukturellen Großraumfunktloch Thüringen. Menschen, die in ihrer Jugend Angst vorm Wehreintrag und der Stasi hatten, vermitteln ihren Kindern andere Werte. Meine Eltern sind misstrauisch und suchen Stabilität. Es verunsichert sie, dass ich in eine weit entfernte Stadt ziehen und auf Reisen andere, fremde Kulturen kennenlernen will. Sie wünschen sich, dass ich bald heirate und ein Haus baue – stattdessen studiere ich Kommunikations- und Medienwissenschaft, von denen sie nicht einmal begreifen, was es ist.

Nicht nur von meinen Eltern, sondern von meiner ganzen Region wurde ich geprägt. Als Ossi hat man das Gefühl, überall subtil diskriminiert zu sein. Klar, haben wir genau wie die Wessis Smartphones, Bananen und die Möglichkeit, Japanologie in den USA zu studieren. Aber Arbeitsplätze und Eigentum fehlen nach wie vor. Die Menschen hier fühlen sich weder von der Wirtschaft noch von der Politik gesehen und abgeholt. Die Jugendlichen fahren Simson, trinken Turbine und schreiben nach der 10. Klasse BLF-Prüfung – ach ja, der Wessi kriegt seinen Realschulabschluss ja geschenkt.

All den Frust und das Unverständnis haben unsere Eltern an uns weitergegeben. Wie sollen Eltern ihre Kinder demokratisch erziehen, wenn sie selbst nicht wissen, was das heißt? Meine gesamte Kindheit über habe ich mitbekommen, wie die Verwandtschaft über die Wessis geschimpft hat. Und wenn im Dorf ein Laden nach dem anderen schließen muss, weil alle lieber in den Westen gehen – das frustriert.

Vielen von uns jungen Ossis fällt es deshalb heute schwer, das System, das unseren Eltern übergestülpt wurde und das sich Demokratie nennt, zu unterstützen oder es gar zu verteidigen. Warum auch, solange ostdeutsche Gemeinden schlechter angebunden sind, ostdeutsche Kinder anders ausgebildet und ostdeutsche Angestellte schlechter bezahlt werden und mehr arbeiten? Für Handyempfang musste ich zu Hause auf den Hof gehen, ins Internet kam ich nur neben dem Komposthaufen. Wir jungen Menschen leben noch immer in diesen teils fehlerneuten Strukturen und man erwartet von uns, dass wir so tun, als wäre das alles in Ordnung. Nein, das ist es nicht.

Viele Ossis drücken ihren Frust an der Wahlurne aus. Der demokratischen Jugend, die noch nicht wählen darf, bleibt nicht viel, außer zu protestieren. Und das tun wir auch, zum Beispiel indem wir uns zum Ossi-Sein bekennen. Denn Politik und Gesellschaft dürfen nicht vergessen, was wir nach 35 Jahren noch nicht geschafft haben: ein geeintes, gleiches, gleichberechtigtes Deutschland.

porträt

„Gehen war nie eine Option“

Alina Walosczyk sitzt in einem Café auf dem Geraer Marktplatz, es ist später Nachmittag, aus den Lautsprechern tönt Bruno Mars. „Ich habe mich schon immer in der Stadt wohlfühlt“, erzählt sie. Ein Satz, den wohl nicht viele junge Geraer:innen über ihre Heimat sagen. Doch für Walosczyk ist das anders. Die 24-Jährige ist nicht nur in der drittgrößten Stadt Thüringens aufgewachsen, sondern hat sich bewusst für das „Daheimbleiben“ entschieden. Dabei ist die Zahl der Einwohner:innen in Gera seit 1995 um rund 23 Prozent gesunken.

„Meine Schullaufbahn war schon ein riesen-großes Hickhack.“ Familiäre Probleme und Depressionen sorgen für Klassen- und Schulwechsel. „Ich hatte in meiner jugendlichen Zeit so viel mit mir selber zu tun, ich wollte gar nicht über die Zukunft nachdenken.“ Während Walosczyk von einer bewegten Jugend spricht, ist sie ruhig, lächelt, lacht. Dass es nach der Schule mit einer Ausbildung weitergeht, war für sie klar. Ein Grund: „Ich wusste, wenn ich studiere, dann muss ich wegziehen.“ Doch es fehlt an einem passenden Ausbildungsbetrieb. So entscheidet sie sich für den Bundesfreiwilligendienst und eine Ausbildung zur Verwaltungsfachangestellten – bei der Stadt.

Weder langfristige Freundschaften noch familiärer Bezug haben sie je gehalten. Was sie in Gera hält, ist Gera selbst: „Ich fand’s hier immer schön: die alten Villen, die Weiße Elster, der Stadtwald.“ Um der Stadt etwas zurückzugeben, engagiert sie sich früh ehrenamtlich. Über die linke Szene kommt Walosczyk mit 16 zum Kinder- und Jugendhaus Shalom und unterstützt dort beinahe täglich, jahrelang. Am Ende habe sie gewusst, dass sie danach wieder etwas Ehrenamtliches machen wollte. So findet sie ihren Weg in die queere Community und wird Co-Vorsitzende des Christopher Street Day (CSD) Gera. Das Engagement ist Herzensache: „Am liebsten würde ich alles ständig verbessern.“

Die „Tagesschau“ betitelt Gera oft als einen „Hotspot der rechtsextremen Szene“. Walosczyk weiß Bescheid: „Als queerer Mensch hält man sich hier nicht so gerne auf.“ Sie erzählt von herabgerissenen CSD-Plakaten, homophoben Stickern. Bei einem CSD-Umzug seien Böller auf die Teilnehmer:innen geworfen worden, der rechtsextreme Dritte Weg hatte einen Stand, Regenbogenfahnen wurden beschmiert. Walosczyk berichtet von solchen Erlebnissen, als seien sie normal, gehören eben dazu für queere Personen.

Die junge Frau ärgert sich über den schlechten Ruf der Stadt: „Wenn ich erzähle, dass ich in Gera wohne, höre ich oft ‚Du Arme!‘, die nehmen das nicht für wahr, dass ich freiwillig hier lebe. In einer Stadt, deren negativer Ruf ihr vorausseilt, die immer kleiner und immer älter wird, steht Walosczyk für eine andere Perspektive: die bewusste Entscheidung zu bleiben, um etwas zu bewegen. „Weggehen war für mich nie eine Option. Warum sollte ich weggehen, wenn ich mich hier wohlfühle?“

Ann-Marie Amthor (24) ist in Gera geboren und aufgewachsen. Sie studiert jetzt in Leipzig.

Alina Walosczyk auf der Kirchstraße in Gera
Anfang Mai
Foto: Ann-Marie Amthor



Da queeres Leben in Sonneberg nicht immer sicher ist, zeigt die Autorin ein Detailfoto, kein Gesicht, von dem ersten CSD am 20. Juli
Foto: Theresa Ertel

CSD statt AfD

Queeres Leben hat in Thüringen wenig Platz. Die CSDs sind für die Organisator:innen ein Zeichen für Vielfalt

Aus Sonneberg und Jena **Theresa Ertel**

„Sonneberg bleibt bunt!“, rufen Sprechchöre in der Südthüringer Kleinstadt in der Hitze. Vom Bahnhof, durch Wohngebiete bis in die Innenstadt läuft die erste Christopher-Street-Day-Parade Ende Juli. Die Menschen tragen Pappschilder mit Aufschriften wie „Hallo, Herr Landrat! Was machen Sie eigentlich beruflich?“ und „CSD statt AfD“.

Wie auf jedem CSD besteht die Demonstration aus einem bunten Meer verschiedener Flaggen der queeren Community und viel Glitzer, und dennoch ist ein Unterschied zu anderen CSDs zu bemerken: Er wirkt kämpferischer, mit weniger Musik und dafür mehr Sprechchören als anderswo. Generell sind die CSDs in Thüringen oftmals kleiner, aber noch mehr eine politische Demonstration als in so einigen großen Städten im Westen. Queeres Leben hat im Freistaat weniger Räume und ist mehr Angriffen ausgesetzt.

Sonneberg ist der Landkreis, in dem im Juni 2023 der bundesweit erste AfD-Landrat gewählt wurde. Keine zwei Wochen später gingen die Musiker:innen Maurice Conrad und Bruneau mit ihrem Song „CSD in Sonneberg“ viral. Im Februar machte sich ein Team aus rund 20 Menschen

Jena erwartet mit dem CSD am 24. August die größte Demo für Vielfalt, die Thüringen je gesehen hat

aus Sonneberg und Umgebung daran, diesen Song in Realität zu verwandeln und einen CSD mit Prideflags, Glitzer und vielem mehr auf die Beine zu stellen. Gleichzeitig hat sich Sonneberg seit der Landratswahl zum neuen

Hotspot für rechtsmotivierte Gewalt entwickelt, wie die Jahresstatistik 2023 der Thüringer Opferberatungsstelle ezra zeigt. Die Ursache dafür sieht ezra bei den Erfolgen der AfD im Landkreis.

Philipp (28) lebt in Sonneberg, trat in dem Musikvideo auf und ist beim CSD engagiert. Gewalt erfahren habe er in der Stadt noch nicht, aber bereits beleidigende Textnachrichten bekommen. „Seit ich angefangen habe, meine Meinung offen kundzutun, bin ich den meisten Erwachsenen in Sonneberg ein Dorn im Auge. Auf der Straße wird mir manchmal hinterhergerufen und ich werde dumm gemacht.“ Deshalb hat er mit seinem E-Rollstuhl einen Selbstverteidigungskurs besucht.

Der 20. Juli zeigte eine andere Seite der Stadt: „Es ist CSD in Sonneberg und die AfD empört. Überall ist Party, weil den Landrat unsere Party stört“, lautet der Refrain des Songs „CSD Sonneberg“. Kämpferisch und

ohne nennenswerte Zwischenfälle zog die bunte Demonstration von 650 Menschen durch die Stadt. Die vom Team des CSD Sonneberg erwarteten rechten Störaktionen blieben aus, anders als im ostthüringischen Altenburg, wo der CSD gleichzeitig stattfand: „Über den ganzen Tag hinweg haben Faschos den CSD gestört und Teilnehmende beleidigt“, berichtet Torge Derrmittel aus dem Team.

Auch im einzigen queeren Zentrum Thüringens in Erfurt spielt die Wahl eine Rolle: „Ich blicke mit großer Sorge auf den 1. September und insbesondere die folgenden Haushaltsverhandlungen. Durch unsere Projektfinanzierung bangen wir jedes Jahr aufs Neue und sind abhängig von den Mehrheitsverhältnissen im Landtag“, berichtet die Koordinatorin des Zentrums, Luna Karsubke. „Eigentlich übersteigen die Bedarfe der Community und des queeren Zentrums schon lange unsere tatsächlichen Mittel.“

Auch in Jena engagieren sich Queers gegen rechts. Was Wahlergebnisse angeht, ist die Stadt so etwas wie das politische Gegenteil von Sonneberg. In den vergangenen Jahren sind viele ehrenamtliche queere Strukturen entstanden, regelmäßig finden Stammtische, Partys und andere Veranstaltungen statt. Auch die Teilnehmer:innen des CSD spüren, dass die Stadt herausspricht: „Unser CSD ist jedes Jahr vergleichsweise groß. Wir mussten bis auf kleinere Vorfälle noch keine rechten Störaktionen oder Demonstrationen erleben, unser Team wird nicht bedroht“, berichtet die 36-jährige Petra Teufel aus dem CSD-Team, das seit 2019 die Demonstrationen mit Begleitprogramm organisiert. An die Demo am 24. August in Jena hat sie große Erwartungen: „Wir hoffen auf die größte Demo für Vielfalt, die Thüringen je gesehen hat.“

Theresa (28) ist von Geburt Schwäbin, aber bei der ersten Gelegenheit zog sie mit 17 in den Osten. Sie engagiert sich gegen Rechtsextremismus.

Kommentar von **Mika Schlegel** über unbegleitetes Autofahren ab 16

Mit dem Moped ins Grab brettern

Wer im Osten auf dem Land aufwächst, der kommt dort grundsätzlich schlecht weg. Denn die Busse fahren nur stündlich, und das auch nur werktags zwischen sechs und neun und eins und vier. Ein Fahrrad ist keine Alternative, denn dank der Berge und Serpentinien fühlt sich jede Radtour an wie die Tour de France. Wie also als Teenager am gesellschaftlichen Leben teilnehmen? Wie zur Party oder zum Spieleabend kommen? Der Weg dorthin ist für Jugendliche oft gefährlich bis tödlich. Das liegt auch daran, dass Autofahren erst ab 18 erlaubt ist.

Mit 16 sind bereits viele mit der Schule fertig und müssen weit fahren, um zur Arbeit oder Ausbildung zu kommen. Offis bekommt man dann auch nicht mehr subventioniert. Gängige Argumente gegen Autofahren ab 16 lauten, dass junge Menschen zu unerfahren und zu übermütig seien. Die Sorgen sind berechtigt, denn laut Zahlen des Statistischen Bundesamts hat die Gruppe der 18- bis 24-Jährigen das höchste Unfallrisiko im Straßenverkehr.

Doch das Problem ist: Die Alternativen sehen noch schlech-

ter aus. Denn viele Jugendliche auf dem Land kaufen sich mit 15 Jahren stattdessen schon Motorräder oder Mopeds. Diese sind um einiges tödlicher. In den Serpentinien der Thüringer Wälder und Berge legt man sich ständig in die Kurve, rutscht schneller raus und ist dann auch noch schlechter geschützt als im Pkw. Das Risiko, durch einen Verkehrsunfall zu sterben, liegt laut dem Statistischen Bundesamt bei Kraftstofffahrern bei 10 Getöteten je 100.000 Kraftfahrern, auf 100.000 Pkw kommen hingegen 2 Getötete.

Sich nicht frei bewegen zu können, kann für Jugendliche belastend sein

Die Problematik hat auch die Bundesregierung erkannt und 2021 in ihrem Koalitionsvertrag versprochen, dass Jugendliche schon mit 16 begleitet Autofahren können sollen. Dieses Jahr im April scheiterte das geplante Modellvorhaben im Europaparlament. „Da der Rahmen für das Führerscheinrecht

auf europäischer Ebene für alle Mitgliedstaaten verbindlich geregelt ist, kann Deutschland eine Absenkung des Mindestalters nicht einseitig auf nationaler Ebene regeln“, teilte das Verkehrsministerium mit. Fahren ab 16 müsste also EU-weit erlaubt werden – und hierfür geht der Vorschlag der Bundesregierung noch nicht weit genug.

Das Problem ist das „begleitete Fahren“. Autofahren darf man in Deutschland seit 2008 theoretisch schon ab 17, solange eine Begleitperson danebensitzt. Laut dem ADAC nutzen derzeit aber nur die Hälfte der Fahranfänger:innen die Möglichkeit zum begleiteten Fahren, und dann nur selten den vollen Zeitraum.

Das könnte daran liegen, dass es ganz schön schwierig ist, eine Begleitperson zu finden. Diese muss nämlich erstens rechtliche Voraussetzungen erfüllen, zum Beispiel mindestens 30 Jahre alt sein und maximal einen Punkt in Flensburg haben. Und dann muss die Person auch noch im richtigen Moment Zeit haben. Herrscht dann auch noch ein angespanntes Verhältnis zu den Begleitenden, wird überhaupt nicht begleitet ge-

fahren. Dann doch lieber die Simson. Die nachhaltigste und sicherste Lösung für das Unfallproblem wären wohl mehr öffentliche Verkehrsmittel. Doch weder Bund noch Länder können diese kurzfristig ausbauen. Verhandlungen zwischen Kommunen und Verkehrsbetrieben sind bürokratisch und gewinnorientiert, außerdem fehlen oftmals schlicht und einfach Geld, Infrastruktur und Personal.

Jugendlichen auf dem Land steht die gleiche Mobilität zu wie denen in der Stadt. Sich nicht frei bewegen zu können, kann insbesondere für junge Menschen nicht nur unpraktisch, sondern auch mental belastend sein. Statt sie zu unterstützen, lässt die Bundesregierung sie auf dem Dorf im Stich. Was es braucht, ist mehr Landkindpolitik – sowohl auf Bundesebene als auch EU-weit.

Mika (19) ist als Dorfkind im nordthüringischen Kyffhäuserkreis aufgewachsen. In Leipzig wird Mika bei der Produktion von lokalen Radiobeiträgen immer noch von der Ausbilderin angewiesen, Hochdeutsch zu sprechen.

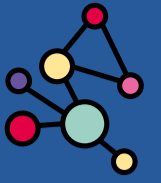


Illustration: Nina Kolarzik

Wärme tanken in Königsee

Auf dem Land in Thüringen werden Tankstellen zum sozialen Treffpunkt. Cafés gibt es oft nur in Städten. Busse fahren einmal am Tag. Ein Ortsbesuch

Von **Nina Kolarzik**

Es ist ein kalter Sonntag im Februar und ich bin zu Fuß durch Thüringen unterwegs. Eine Woche wandere ich allein vom Thüringer Wald bis nach Chemnitz für das Projekt „Climate Walk“, um von Menschen zu hören, wie sie in ihrem Alltag den Klimawandel wahrnehmen.

Den Wald habe ich hinter mir gelassen. Vor mir breitet sich die Kleinstadt Königsee aus. Der Schnee glitzert im Sonnenlicht. Hier endet meine Wanderung für heute. Allerdings war keine Unterkunft in Königsee mehr frei. Deswegen plane ich, mit dem Bus nach Rudolstadt zu fahren und morgen früh zurückzukommen, um dann weiterzuwandern. Vorsorglich hatte ich nachgeschlagen, wann der letzte Bus sonntags fährt: 18 Uhr. Noch vier Stunden.

Ich schlendere durch den Ort und hoffe, etwas zu essen zu finden. Doch die Gasthäuser sind entweder geschlossen oder haben noch nicht geöffnet. Schließlich finde ich die Bushaltestelle und überprüfe den Fahrplan. Dabei stelle ich fest, dass der Bus um 18 Uhr nicht nur der letzte, sondern auch der einzige ist, der heute noch fährt.

Und jetzt? Die Temperaturen liegen unter null, und mir wird schnell kalt. Ich beschließe, mich in Bewe-

gung zu setzen, um unterwegs etwas Wärme zu finden. Meine Rettung erscheint bereits am Ortsausgang: Dort leuchtet das Schild einer offenen Tankstelle auf. Tankstellen verbinde ich mit Benzingeruch, überpreuerten Snacks, zugiger Luft – ein Ort zum Weiterziehen. Aber heute ist es besser als nichts. Eine Frau steht hinter der Theke. Ich bestelle eine heiße Schokolade und frage, ob ich hier eine Weile auf den Bus warten kann. „Gar kein Problem“, meint die Verkäuferin. Also stelle ich mich an einen freien Stehtisch, nippe an meinem Kakao und beobachte das Kommen und Gehen. Ich höre die vorbeifahrenden Autos, das Klappern der Kaffeemaschine, an der die Verkäuferin hantiert. Und zum ersten Mal wird mir bewusst, dass die Tankstelle hier eine ganz andere Bedeutung hat als in meiner „Großstadt“ Erfurt.

Ein Vater mit seinen Kindern kauft ein paar Brötchen für den Abend. Eine Gruppe junger Männer trifft sich hier auf ein Bier. Ein älterer Mann erzählt, dass es seinem Hund wieder besser geht. Menschen kommen und gehen, ein paar wenige kommen zum Tanken, die meisten für etwas zu Essen, noch ein paar Zigaretten oder zum Quatschen. Im Ort ist nichts los. Auch die Servicekraft und ich unterhalten uns lange. Ich erzähle von dem Klimaprojekt,

das mich heute hierhergebracht hat. Sie sagt, dass sie an den menschengemachten Klimawandel glaube, aber dennoch der Politik und den Medienberichten gegenüber skeptisch sei. Sie erzählt von ihrer Arbeit und wie der Ölkonzern Shell etwa 1,1 Cent pro Liter auf den Preis aufschlägt, um damit Aufforstungsprojekte zu finanzieren. So könnten

Unerwartet an einer Tankstelle führe ich eine angeregte Unterhaltung über die Klimakrise

die Leute weiter Auto fahren und sich trotzdem gut fühlen, sagt sie. Die Kampagne, von der sie spricht, wurde tatsächlich 2020 von Shell ins Leben gerufen und wirbt damit, dass jeder Extracent in die Pflanzung von Bäumen fließen soll. Fachleute und Umweltverbände sehen das mindestens genauso kritisch wie die Verkäuferin, da so kein CO₂ eingespart wird und die Leute genauso viel Auto fahren, nur mit besserem Gewissen.

Insgesamt, erklärt sie, hätten die Leute hier ganz andere Sorgen als die

in der Stadt. Ein Beispiel: Ihre Schicht dauert heute bis 21 Uhr. Wie ich gerade selbst festgestellt habe, fährt dann kein Bus mehr. Sie braucht ihr Auto, um nach Hause zu kommen. Jetzt, wo ich selbst stundenlang auf den Bus warten muss, verstehe ich diese Lebensrealität plötzlich viel besser.

Dass ich ausgerechnet an einer Tankstelle, einem Sinnbild des fossilen Zeitalters, eine der angeregtesten Unterhaltungen auf dieser Wanderung über die Klimakrise führen würde, habe ich nicht erwartet. Und genau das wollte ich: verschiedenen Menschen begegnen und ihre Perspektiven zum Klimawandel kennenlernen.

Normalerweise empfinde ich Tankstellen als trostlos. Die Gastfreundschaft der Region habe ich oft als eher zurückhaltend erlebt. Inzwischen ist es kurz vor sechs. Draußen ist es dunkel geworden. Ich packe meine Sachen, verabschiede mich und verlasse die Tankstelle, die mir an diesem kalten Februartag unerwartet viel Wärme geschenkt hat.

Nina (27) kullert gerne durch die Weltgeschichte, kehrt aber immer wieder in ihre Heimat Erfurt zurück. Sie mag keinen Senf und gleicht dies mit einer Vorliebe für Klöße und Viba Nougat aus.

Kommentar von **Inga Kunze** zum Pay Gap zwischen Ost und West

Wirklich abgehängt

Als Ossi hat man häufig noch das Klischee der reichen Westdeutschen im Kopf. Wie Frau am Pool vor Bauhaus-Eigenheim liegt und auf Mann im Anzug wartet. Ein zugespitztes Bild. Trotzdem birgt es ein Stück Wahrheit in sich.

Das reichste Prozent besitzt in Westdeutschland durchschnittlich viermal so viel wie vergleichbare Haushalte in Ostdeutschland. Ähnlich ist es bei der ärmeren Hälfte der Bevölkerung: durchschnittlich 24.000 Euro gegenüber 12.000 Euro. Wenn dann gerne (westdeutsche) Medien behaupten, der Ostdeutsche fühle sich abgehängt, übersehen sie einen Punkt: Er ist es auch.

Nicht nur Leistung und Berufsabschluss bestimmen die Gehaltshöhe. Rund 800 Euro hängen davon ab, ob mein Heimatbundesland seit 34 Jahren zur Bundesrepublik gehört oder schon länger. Der durchschnittliche Bruttomonatsverdienst lag 2023 im Westen bei 4.578 Euro, im Osten bei 3.754 Euro.

Niemand hat diesen Unterschied so fegelegt, er hat sich entwickelt. Von den Top-500-Unternehmen sitzen lediglich 42 in Ostdeutschland. Selbst bei denen haben die hohen Posten hauptsächlich Westdeutsche inne. Nach dem Elitenmonitor, einem Forschungsprojekt der Universitäten Leipzig und Jena und der Hochschule Zittau/Görlitz, sind 12 Prozent der gesamtdeutschen Führungspositionen von ostdeutschen Personen besetzt.

Genau diese Ungerechtigkeit sorgt für Frust und Enttäuschung, denn die 800 Euro entscheiden, ob das Kind studiert und eine der wenigen ostdeutschen Führungspositionen besetzt. Ob die Fachkraft in Thüringen bleibt oder doch lieber nach Hessen geht. Wie krisenfest die Familie ist und wie gut sie steigende Energiepreise ausgleichen kann.

Auch wenn es traurig ist: Geld entscheidet über Lebensqualität und Lebenschancen. Genau diese werden durch die 800 Euro Unterschied eingeschränkt. 34 Jahre haben gezeigt, dass es der Markt nicht regelt. Es braucht Mut zuzuhören, aber auch zu handeln. Denn Politik über die Köpfe der Menschen hinweg kennen die Ostdeutschen zur Genüge.

Inga (20), Jenenserin, hat den Wanderweg SaaleHorizontale lieben gelernt und diskutiert (viel zu) häufig über die Ossi-Perspektive.

die wortkunde

[ˈʊnʃtʁu:t]

Der Fluss Unstrut schlängelt sich durch Thüringen und macht auch in Sachen Namensdeutung einige Schlenker. „Unstrut“ stammt vermutlich aus dem Urgermanischen und könnte mit „sumpfige Stelle mit Gebüsch“ übersetzt werden – eine treffende Bezeichnung angesichts der vielen Auenlandschaften. Sie entspringt bei Dingelstädt im Nordwesten Thüringens. Von da fließt das Wasser 192 Kilometer hinab bis nach Naumburg, wo die Unstrut in die Saale mündet. Mit dem Kanu kann man entlang idyllischer Natur paddeln, mit Glück einen Eisvogel beobachten oder geschichtsträchtige Monumente sehen, wie die Untere und Obere Sachsenburg.

Allerdings: Was „Unstrut“ genau bedeutet, da sind sich Sprachwissenschaftler*innen uneinig. Es könnte auch die alternative Deutung passend erscheinen, die „Unstrut“ von „Strudel“ oder „Flut“ ableitet. So fließt die Unstrut unter anderem durch Mühlhausen. Von den 13 Kirchen der Stadt ist St. Georgii nicht die schönste, doch ist außen die älteste Hochwassermarke des Flusses in den Stein gemeißelt: das Jahr 1613. Dieses Jahr blieb der Fluss zwar ruhig, doch die Erinnerungen an überflutete Keller sind in der Region noch lebendig.

Ein dritter Ansatz vermutet, „Unstrut“ leite sich von *rōdu* ab, was „rot“ bedeutet. Das könnte auf die Verfärbung nach starkem Regen zurückgehen, wie an der Thüringer Pforte, wo sie durch Buntsandsteingebeite fließt. Doch unabhängig davon prägt sie einen bedeutenden Teil Thüringens.

Emilia Portwich (21) hat von ihrem Urgroßvater Dialektwörter wie „Bummbain“ oder „Wippchen“ gelernt.

taz panterstiftung

Ja, ich mache mit!

... und unterstütze die Projekte der taz Panter Stiftung

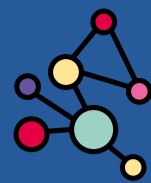
20 € 50 € 100 € _____ €



Vielen Dank
für Ihre
Unterstützung!

Online spenden unter:
www.taz.de/spenden





Linke töten wollen aus Notwehr



Neonazigruppen eignen sich Raum an. Parallel breiten sich die Subkultur und queeres Leben in Eisenach zunehmend aus
Illustration: Veronika Vonderlind. Veronika (21) studiert Philosophie in Jena und gehört zum Kunstkollektiv Nullachtsechzehn.

sächlich betrifft“, interpretiert Chris die schweigsame Zivilgesellschaft trotz intensiver Berichterstattung.

Was hingegen kaum in bundesweiten Medien auftaucht: Eisenacher Subkultur und queeres Leben. Dabei hat die sich in den vergangenen drei Jahren zunehmend ausgebreitet. Das berichtete etwa Fred, der 2023 den ersten Christopher Street Day (CSD) der Stadt mitorganisiert hat. Auch er möchte aus Sicherheitsgründen nicht, dass sein Name öffentlich wird. Mehr als 500 Menschen zogen durch die Stadt.

„Wenn ein Thema über lange Zeit in der Presse aufgebauscht wird, führt das zu einer Lethargie bei den Leuten, die es tatsächlich betrifft“

Chris, Geschädigter in Eisenach

Was durch Medienberichterstattung ebenfalls laut Chris in der öffentlichen Wahrnehmung fehle: „In Dörfern und Städten bei Eisenach findet man ähnliche Neonazihäufen vor – unsere sind bloß lauter.“ Und doch gefährlicher.

Im Jahr 2022 hatte Ringl eine Schusswaffe mit einem 3D-Drucker hergestellt, kurz darauf nahm die Polizei ihn und drei weitere Köpfe der Gruppe fest. Nach über 50 Prozesstagen urteilte das Oberlandesgericht Jena nun im Juli 2024, Knockout 51 sei eine kriminelle, aber keine terroristische Vereinigung gewesen. Sie bekamen Haftstrafen von etwa zwei oder drei Jahren, deutlich weniger, als von der Staatsanwaltschaft gefordert. Die besorgten Waffen hätten der Abschreckung gedient, und wenn es in der Gruppe darum ging, Linke zu töten, sei das nur angedachte Notwehr gewesen. Die vier Verurteilten, zentrale Köpfe, kehren nun vorübergehend in die Wartburgstadt zurück. Das Urteil des OLG Jena kommentierte die Antifaschistische Linke Eisenach (Alesa) drastisch: „Blut an euren Händen.“

Mowa (24) und Gustav (22) studieren in Jena, sie Soziologie und Geschichte, er Soziologie und Politikwissenschaften. Für die Hochschulzeitung „Akrützel“ war Gustav beim Prozess gegen die Knockout-51-Bande.

Die extrem rechte Kampfsportgruppe Knockout 51 hat in Eisenach Angsträume geschaffen. Es hat Gründe, warum sie weiterbestehen – trotz der Urteile gegen die führenden Köpfe

Von **Gustav Suliak** und **Mowa Techen**

Springerstiefel, Glatzen und „Zecken klatschen“: Was ostdeutsche Teens in den 90ern erfahren haben, steht mittlerweile als „Baseballschlägerjahre“ in der Liste der Wendetraumata. Aber das sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Übergänge bei der extremen Rechten von damals zur Gegenwart fließend sind, zum Beispiel in Eisenach.

In der Thüringer Kreisstadt sorgte in den vergangenen Jahren die Gruppe Knockout 51 für viel Aufsehen. Im Jahr 2015 ging es los. Damals noch als Nationale Jugend Eisenach-Wartburgkreis

organisiert, war sie für Sachbeschädigung und leichte Körperverletzung verantwortlich. Erst im März 2019 folgte die Neuaufstellung als Knockout 51. Gemeinsam trainierten rund 20 Mitglieder Kampfsport und patrouillierten durch die Eisenacher Weststadt. Als Anführer trat schon damals der Szenebetreiber Leon Ringl auf. Ihr erklärtes Ziel war ein „Nazi-Kiez“ und dafür griffen sie die an, die nicht dazu passten: „Assis“, „Ausländer“ und „Zecken“. Es kam zu schweren körperlichen Angriffen.

Das hat auch Chris erlebt. Was ihm passiert ist, wann und wo genau, das möchte er zur Sicherheit nicht öffent-

lich sagen, genauso wenig wie seinen echten Namen. Im Gespräch mit der taz erzählte Chris, er meide die Eisenacher Weststadt, wenn es denn ginge. Auch andere bestätigen das Bild: Die Gruppe um Leon Ringl mache aus ganzen Straßenzügen Angsträume.

Hinweise darauf, wie es passieren kann, dass sich junge Männer mit faschistischer Gewalt als Lebensmittelpunkt als Ordnungsmacht fühlen können, gibt eine 2021 veröffentlichte Studie des Instituts für Demokratie und Zivilgesellschaft. Sie zeigt, wie seit den frühen 90ern die NPD und Neonazigruppen eine international vernetzte

rechtsextreme Szene im Bezirk Wartburgstadt in Eisenach aufgebaut haben. Mit einer Mischung aus Straßengewalt, rassistischer und sozialdarwinistischer Stadteilarbeit, der Etablierung im Stadtrat und dem Kauf von Immobilien eigneten sie sich Raum an – etwa das Flieder Volkshaus, die Zentrale der NPD-Nachfolgepartei Heimat. Neonazis aus dem Westen unterstützte sie mit Ressourcen, vor allem mit Geld.

Doch das ist in Eisenach kaum Stadtgespräch, erzählt Chris. „Wenn ein Thema über lange Zeit in der Presse aufgebauscht wird, führt das zu einer Lethargie bei den Leuten, die es tat-

Kommentar von **Dario Holz** zur politischen Fankultur beim FC Carl Zeiss Jena

Nutzt die Anziehungskraft des Fußballs!

„Unverzagt gegen ihre Repressionen! Free Lina! Wir sind alle \$129!“ steht auf einem Spruchband bei einem Heimspiel des FC Carl Zeiss Jena. Die Horda Azzuro, Jenas größte Fanggruppe, solidarisiert sich hier mit dem Fall Lina E. Die Leipzigerin wurde 2023 nach Paragraph 129 Strafgesetzbuch wegen Bildung einer kriminellen Vereinigung zu einer Haftstrafe verurteilt – begleitet wurde der Prozess von Demonstrationen und Unverständnis in der linken Szene.

Immer wieder wird der Fußball zur Bühne für politische Botschaften – in Jena, aber auch in ganz Deutschland. Es geht um Regenbogenbinden und den Wolfsgruß. Diese Politisierung des Sports gefällt aber nicht allen: Einer Umfrage nach wünscht sich fast die Hälfte der Deutschen eine Trennung von Sport und Politik.

In Jena gehört aber beides zusammen: Während der Verein zwar meist in politischen Fragen neutral auftritt, hat sich die Fanszene zu einem wichtigen politischen Akteur entwickelt, der Heimspiele nutzt, um Standpunkte nach außen zu tragen. Dabei geht es manchmal um den Erzrivalen

Erfurt, den verhassten DFB oder NOFV, um das Pyrotechnikverbot, aber auch um größere Themen. Um Rassismus, Rechtsextremismus und Kapitalismus.

Aber besonders abseits vom Stadion engagiert sich die Fanszene politisch: So organisiert der Verein Hintertorperspektive Veranstaltungen, die über Xenophobie, Sexismus und Homophobie aufklären. Der Verein organisiert Fußballturniere, gepaart mit politischen Vorträgen über integrative Aspekte des Sports.

Einen ähnlichen Ansatz verfolgt das Fanprojekt Jena: „Fußball ist der Grund, warum junge Leute zu uns kommen“, erklärt Projektleiter Matthias Stein im Gespräch. Er betreut das Fanprojekt seit bald dreißig Jahren und engagiert sich auch für Belange der Fanszene gegenüber der Stadt Jena. In dem klei-

nen Haus vor dem Stadion treffen sich junge Fans, um gemeinsam zu Auswärtsspielen zu fahren, Tischkicker nach der Schule zu spielen oder wenn sie jemanden zum Reden brauchen. Darin besteht die Hauptaufgabe des Fanprojekts: für junge Menschen da zu sein. Das bedeutet auch, aktive Jugendarbeit zu betreiben: In Zusammenarbeit mit Lernort Stadion, einem Verein, der politische Bildung in Fußballstadien bringt, finden Workshops zu Themen wie Klimaschutz und soziale Gerechtigkeit statt, aber auch eine Fahrt nach Buchenwald und Vorträge gehören zum Programm.

Die Fanszene spielt als großer Akteur eine wichtige Rolle in der politischen Landschaft Jenas – besonders für Jugendliche. Die rege Nutzung der Angebote des Fanprojekts oder des Vereins Hintertorperspektive zeigen, wie gut es funktioniert, Politik und Sport zu verknüpfen.

Dario Holz (22) lässt sich jedes Wochenende in Jena als Schiedsrichter anpöbeln und geht zum Ausgleich seiner (Vita-) Cola-Sucht nach.

Fans organisieren Workshops zu Klimaschutz und Gerechtigkeit oder Fahrten nach Buchenwald



Nachklapp: taz Panter Forum in Erfurt

Demokratie mit Biss
Angeichts der Landtagswahlen würdigte die taz Panter Stiftung das zivilgesellschaftliche Engagement in Thüringen mit dem taz Panter Preis. Die Preisverleihung fand am 23. Juni im Rahmen des taz Panter Forums in Erfurt statt. Berichte darüber, inklusive Graphic Recording von Anais Edely der Panels, finden Sie unter: taz.de/panterpreis Wir laden Sie herzlich zum nächsten Forum am 24. August in Chemnitz ein!



Maifeier der Berliner KPD 1926
Foto: Scherl/SZ Photo/picture alliance

Und nicht vergessen!

Solidarität, damals mit den Werktätigen, heute mit linken Aktivist*innen, ist das Motto der Roten Hilfe. 100 Jahre nach der Gründung hat der Rechtshilfeverein wieder Zulauf

Von Uta Schleiermacher

Es war eine anpackende, praktische Antwort auf teils lebensbedrohliche Repressionen gegen linke, politisch aktive Arbeiter*innen, aus der heraus sich vor 100 Jahren die Rote Hilfe gründete. Damals, im Oktober 1924, entstand sie zunächst als Rote Hilfe Deutschland (RHD).

Zuvor hatten sich 1921 bereits in Berlin und anderen Städten Rote-Hilfe-Komitees zusammengefunden. Ihr Ziel war es, linke, proletarische, politische Gefangene zu unterstützen, mit Rechtsbeistand einerseits und mit Essen, Kleidung und Paketen ins Gefängnis andererseits. Auch wurden Familienmitglieder von Häftlingen beraten und mit Lebenswichtigem versorgt und wurden deren Kinder betreut, um die Not der Angehörigen zu mildern. Untergetaucht bot die Organisation Unterschlupf.

Die Rote Hilfe sah sich als Kampf- und Solidaritätsorganisation, die alle „Werktätigen“ schützt, hilft und verteidigt, die „im Klassenkampf Opfer der bürgerlichen Justiz oder des kapitalistischen Terrors“ wurden. In der Gründungszeit waren die meisten der Unterstützten Mitglieder der Kommunistischen Partei (KPD). Doch der Aufruf: „Bildet Rote Hilfe“ war schon von Beginn an parteiübergreifend gemeint und schloss Gefangene und Verfolgte etwa der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei oder Parteiloose mit ein. Sie wurde zu einer der größten proletarischen Massenorganisationen der Weimarer Republik.

Eine Massenorganisation ist sie heute im Jahr ihres 100. Geburtstags, der an diesem Wochenende in Berlin begangen wird, nicht mehr – aber eine Solidaritätsorganisation mit dem Anspruch, dass sich Antifaschist*innen und Aktivist*innen auf

I want you for RHD

Anfänge Die Rote Hilfe Deutschland (RHD) gründete sich 1924 als Solidaritätsorganisation für politisch Verfolgte. Sie wurde zu einer der größten proletarischen Organisationen der Weimarer Republik.

Verbot und Neugründungen 1933 wurde die RHD im Zuge der Reichstagsbrandverordnung verboten. Ab den 1970er Jahren gründeten sich autonome RHD-Gruppen.

Feier Anlässlich 100 Jahre RHD lädt der Verein zum Rote-Hilfe-Festival ein. Freitag und Samstag gibt es Konzerte im SO36, Samstag findet ab 14 Uhr ein Straßenfest auf dem Rio-Reiser-Platz statt, im aquarium ist eine Ausstellung zu sehen. (taz)

sie verlassen können. Unabhängig von einer eigenen Mitgliedschaft können sich Menschen, die aufgrund ihrer linken, politischen Tätigkeit angeklagt werden, an sie wenden. Die Rote Hilfe vermittelt Anwälte, unterstützt in Verfahren und übernimmt anfallende Kosten. Das können Verfahren wegen Sitzblockaden sein, es kann das Verteilen von Flugblättern betreffen oder Widerstand gegen Polizeibeamte bis zum Angriff auf Faschist*innen.

„Wir befinden uns in einer Zeit des voranschreitenden Rechtsdrucks und Repressionen“, sagt Henning von Stoltzenberg von der Roten Hilfe der taz. Das Konzept kommt an in einer insgesamt kriselnden radikalen Linken. Bundesweit gibt es einen starken Zulauf an Mitgliedern, manchmal auch regelrechte Eintrittswellen, wie etwa

nach G20 in Hamburg oder 2018, als ein Verbot des Vereins im Raum stand. „Immer dann, wenn uns von staatlicher Seite öffentlich gedroht wird sehen wir, dass viele neu eintreten“, sagt von Stoltzenberg.

Die Rote Hilfe habe sich zur „mit Abstand größten linksextremistischen Organisation der Stadt“ entwickelt, so steht es im Berliner Verfassungsschutzbericht. Die angegebenen 2.500 Vereinsmitglieder werden allesamt der linksextremen Szene zugerechnet, die damit trotz des tatsächlichen Rückgangs autonomer oder anarchistischer Aktivist*innen in ihrer angegebenen Stärke etwa konstant bleibt. „Der sogenannte Verfassungsschutz, also der Inlandsgeheimdienst, der hinkt mit seinen Zahlen immer etwas hinterher“, sagt Henning von Stoltzenberg. Bundesweit zählt die Organisation heute etwa 15.000 Mitglieder, doppelt so viel wie noch vor zehn Jahren.

Von Stoltzenberg verwehrt sich dagegen, dass die Rote Hilfe als extremistisch dargestellt wird. „Wir sind diejenigen, die die Grundrechte und die Pressefreiheit vertreten“, sagt er. Das zeige sich auch daran, wie breit das Spektrum an Mitgliedern sei. „Von der Antifa über die Klimabewegung, Gewerkschaften, politische Parteien und feministische Gruppen sind wir sehr breit aufgestellt“, sagt er. „strömungsübergreifend“ nennt die Organisation das. Das war Mitte der 1970er Jahre nach Wiedergründung noch anders: Damals bewegte man sich vor allem im Umfeld von Stadtguerilla und RAF. Bei der Gala zur 100-Jahr-Feier im Februar in Hamburg fand sich die Humanistische Union genauso selbstverständlich ein wie die DKP.

Im Fokus der Vereinsarbeit steht momentan die Repression gegen die Antifa Ost, also jene, die sich auch militant gegen Neonazis zur Wehr setzen, ge-

gen die Klimabewegung und migrantische Organisationen. „Aktuell fordern wir, dass Maja T. schnellstmöglich aus der Haft in Ungarn entlassen wird“, sagt von Stoltzenberg. T. war im Juni nach Ungarn ausgeliefert worden und soll sich dort einem Verfahren wegen Angriffen auf Teilnehmer des faschistischen „Tag der Ehre“ verantworten.

Ein wichtiges Thema für die Rote Hilfe ist die „kurdische Freiheitsbewegung“. Aktuell sitzen zehn kurdische Politiker „als sogenannte Terroristen“ in Gefängnissen, sagt von Stoltzenberg. „Wir betreiben Fälle, in denen Kurd*innen nach Deutschland ausgeliefert werden, damit ihnen hier der Prozess gemacht wird, meist wegen Verstoß gegen den Paragraph 129b, also der Bildung einer terroristischen Organisation im Ausland“, sagt er. Das geschehe „im Sinne der türkischen Regierung“.

Schon in den Anfangsjahren waren die Komitees und Gruppen staatlicher Repression ausgesetzt. Bei Durchsuchungen gefundene Materialien konnten ihre Besitzer belasten. Unter Druck geraten Mitglieder weiterhin: 2007 gab die damals 27-jährige, frisch zur Juso-Chefin gewählte Franziska Droschel ihre Mitgliedschaft im Verein Rote Hilfe auf. Konservative Abgeordnete hatten ihren Rücktritt gefordert. Die Jusos sollten „mit politischen Positionen und nicht mit Vereinsmitgliedschaften“ in der Debatte sein, sagte sie damals der taz. Sie teile jedoch weiter das Grundanliegen des Vereins.

Und das geht in seinen Ideen einer solidarischen Hilfe für Betroffene von politischer Repression über eine Rechtsschutzversicherung für Aktivist*innen hinaus: „Die Rote Hilfe ist keine karitative Einrichtung“, soll die Frauenrechtlerin und Rote-Hilfe-Leiterin Clara Zetkin gesagt haben, um deren kämpferischen Anspruch zu betonen.

Hanno Fleckenstein erinnert an den Rote Hilfe-Anwalt Hans Litten

Der Anwalt, der Hitler in die Zange nahm

Als „Anwalt des Proletariats“ hat es der einstige Rote-Hilfe-Strafverteidiger Hans Litten in die Serie „Babylon Berlin“ geschafft. In der dritten Staffel – die 1929 spielt – tritt der Anwalt erstmals auf und erklärt die Arbeit der Organisation: „Wir gewähren Rechtshilfe für Unterprivilegierte. Für Arbeiter, für Arbeitslose. Wir beraten die Menschen. Wir vertreten sie vor Gericht. Wir kämpfen für diese Menschen und helfen ihnen so zu etwas, was ihnen zusteht: nämlich zu ihrem Recht!“ Bei ihren Auftritten raucht die Figur Litten eine Kippe nach der anderen. Litten ist eine von wenigen historischen Persönlichkeiten, die mit ihrem tatsächlichen Namen und ihrer historisch verbrieften Geschichte in der Serie vorkommen.

Der echte Hans Achim Litten wurde 1903 in Halle an der Saale geboren und war nach Angaben seiner Nichte Nichte-Nichtraucher. Abgesehen davon ist seine Darstellung in „Babylon Berlin“ wohl recht originalgetreu. Litten machte sich bereits früh einen Namen als Anwalt von Kommunist*innen sowie von Opfern von Nazi- und Polizeigewalt. Seine Mandant*innen wurden ihm immer wieder von der Roten Hilfe vermittelt. Unter anderem verteidigte er im Jahr 1929 Demonstrant*innen des sogenannten Blutmai: Auf einer 1.-Mai-Demo waren 33 Zivilist*innen getötet worden; Überlebende wurden wegen schweren Landfriedensbruchs angeklagt.

Litten setzte sich gegen den aufkommenden Nationalsozialismus ein. Als sein wohl größter

„Der Anwalt der Roten Hilfe war ‚nicht die Bohne‘ extremistisch“

Hans-Litten-Archiv

Moment gilt, als der damals 28-jährige Anwalt 1931 in einem Prozess wegen eines SA-Überfalls den „Parteigestellten“ Adolf Hitler als Zeugen vor das Schwurgericht Berlin-Moabit laden ließ und ihn im Kreuzverhör derartig in die Enge trieb, dass Hitler die Beherrschung verlor und Litten anbrüllte.

Als die Rote Hilfe 1933 verboten wurde, gehörte Litten zu den Ersten, die verhaftet wurden. In den folgenden fünf Jahren war er in verschiedenen Konzentrationslagern und „Zuchthäusern“ inhaftiert. 1938 nahm er sich im KZ Dachau das Leben. In Berlin erinnert die Littenstraße, an der das Amtsgericht Mitte seinen Sitz hat, an den antifaschistischen Anwalt.

Auch ein 2006 gegründetes Archiv zur Geschichte von Soli-Organisationen der Arbeiterbewegung benannte sich nach Hans Litten. Zum Ärger des rechtsextremen Ex-Verfassungsschutzchefs Hans-Georg Maaßen, der 2018 veranlasste, das Litten-Archiv als „extremistische Gruppierung“ in den Verfassungsschutzbericht aufzunehmen.

„Babylon Berlin“ konnte das offenbar nicht schrecken – und das Archiv freute sich über die Figur ihres Namensgebers in der Serie. Der erste Auftritt war sogar eine Pressemitteilung wert. Darin heißt es: „Der Anwalt der Roten Hilfe Hans Litten wird in Babylon Berlin als das dargestellt, was er bestimmt immer auch war: Offen und sympathisch, Hilfesuchenden vorurteilslos zugewandt, gut informiert, außerordentlich engagiert und, auch nicht die Bohne‘ extremistisch.“

100 Jahre rote Hilfe

Anzeige

Rassismus gefährdet die geistige und emotionale Entwicklung Ihrer Kinder.



PRO ASYL
www.proasyl.de | DER EINZELFALL ZÄHLT.

CDU Brandenburg 8.000 Euro Strafe für Redmann

Der Brandenburger CDU-Landeschef Jan Redmann muss nach seiner Alkoholfahrt auf einem E-Scooter eine Geldstrafe von 8.000 Euro zahlen. Das Amtsgericht Potsdam setzte eine Strafe wegen fahrlässiger Trunkenheit im Verkehr von 25 Tagessätzen zu je 320 Euro fest. Der Entzug der Fahrerlaubnis dauere weitere sechs Monate, hieß es. Die CDU Brandenburg teilte mit, Redmann habe die Strafe akzeptiert. Der 44-Jährige ist auch CDU-Fraktionschef im Landtag in Brandenburg und Spitzenkandidat für die Landtagswahl am 22. September. Redmann, der antritt, Dietmar Woidke (SPD) im Amt des Ministerpräsidenten abzulösen, war im vergangenen Juli in Potsdam bei einer E-Scooter-Fahrt von der Polizei kontrolliert worden. Nach eigenen Angaben hatte ein Test knapp 1,3 Promille Alkohol im Blut ergeben – ein Anteil ab 1,1 Promille gilt im Straßenverkehr als Straftat. (dpa)

Palästina-Prozess

Demo vor dem Kriminalgericht

Vor dem Kriminalgericht in Moabit ist es am Donnerstag bei einer propalästinensischen Demonstration zu Tumulten gekommen. Dutzende Demonstranten versammelten sich am Vormittag wegen des Prozesses gegen eine Aktivistin, die bei einer Demonstration im März „From the river to the sea, Palestine will be free“ gerufen haben soll. Diese Parole wurde auch vor dem Gericht skandiert, mehrfach gab es laute Demonstrationen von Böllern, die in Richtung der Polizei geworfen wurden. Die nahm mehrere Demonstranten vorläufig fest, darunter auch die Angeklagte, die zu den RednerInnen gehörte. Der Prozess wurde überraschend noch vor Beginn vertagt. Grund waren etwa ein Dutzend Anträge der Verteidigung. (dpa)

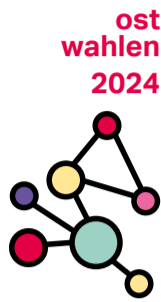
Berti und Emily

Tierpark-Giraffen jetzt mit Namen

Die zwei jungen Rothschild-Giraffen im Berliner Tierpark tragen jetzt die Namen Berti und Emily. Der Tierpark hatte Anfang August zur Namenssuche aufgerufen, Hunderte Vorschläge wurden eingereicht. „Eine Schulklass aus Brandenburg hat uns mit ihrer herzerwärmenden Giraffengeschichte rund um ihr Giraffenmaskottchen Gisbert so begeistert, dass wir uns alle schnell einig waren“, sagte Tierparkdirektor Andreas Knieriem, der Teil der Jury war. Da Gisbert etwas sperrig sei, habe man sich für Berti entschieden. Seine Halbschwester Emily wurden nach der Tochter des Tierparkdirektors benannt. Die 18-Jährige sei genauso groß wie die junge Rothschild-Giraffe – nämlich 1,80 Meter. (dpa)

Orangen für Aiwanger

Bei den Landtagswahlen in Brandenburg bangen die Freien Wähler um den Wiedereinzug in den Landtag. In Bernau kämpften sie mit Staatsbesuch und Populismus um das Direktmandat



Dieser Text ist Teil unserer Berichterstattung zu den Wahlen 2024 in Brandenburg, Sachsen und Thüringen. Die taz zeigt, was hier in diesem Jahr auf dem Spiel steht.

Alle Texte dazu finden sie hier auf taz.de und hier:



Von **Martha Blumenthaler**

Mit „Oweia, do brauch mo nächst mal fast a größere Holle“ (Da brauchen wir nächstes Mal fast eine größere Halle), begrüßt der bayrische Wirtschaftsminister und Bundesvorsitzende der Freien Wähler, Hubert Aiwanger, am Mittwochabend sein Publikum im Ofenhaus im brandenburgischen Bernau. Der Vize-Staatspräsident von Bayern stand vergangenes Jahr im August noch wegen antisemitischer Flugblätter, die er in seiner Jugend verfasst haben soll, in der Kritik. Vielleicht war es auch sein Bruder. Niemand mag sich erinnern, auch im prall gefüllten Saal nicht. Dort wird der umtriebige Minister, der sich volksnah wie eh und je gibt, mit Standig Ovations empfangen.

Aiwanger ist nach Bernau gekommen, weil Brandenburg nicht Bayern ist. Zumindest, was den Wahlerfolg der Brandenburger Vereinigte Bürgerbewegungen/Freie Wähler betrifft. In Brandenburg sieht es für die BVB/Freie Wähler kurz vor der Landtagswahl am 22. September nämlich nicht so gut aus.

Eine aktuelle Umfrage des Insa-Instituts sehen die BVB/Freie Wähler bei 4 Prozent. Doch wie bereits 2019 scheint die Wählervereinigung auf ein Direktmandat ihres Aushänge-

schild und Landesvorsitzenden Péter Vida in Bernau zu setzen: Die 5-Prozent-Hürde wäre so aufgehoben und die Freien Wähler könnten in den Landtag einziehen. Bereits seit 2014 sitzt Vida für die Freien Wähler im Brandenburger Landtag; 2019 gewann er das erste Mal ein Direktmandat. Damit das so bleibt, hängt sein Gesicht derzeit an jedem Bernauer Laternenpfahl.

„Wir müssen uns ein Beispiel an Bayern nehmen und fordern ein Verbot der Gendersprache“

Péter Vida

Immer mit darauf ist eine Orange, die fast schon eine staatstragende Rolle zu spielen scheint. Am Eingang des Ofenhauses wird dies eindrücklich mit einer übergroßen aufblasbaren Nachbildung der Zitrusfrucht demonstriert. Im Innenraum geht es weiter: orange Hemden, Orangenfrüchte und Orangensaft, Schilder in Orangenformat mit der Aufschrift „Wählt Orange“ auf den Tischen. Dass die Orange für die Freien Wähler in

Brandenburg mehr als ein Symbol ist, nämlich ihr politisches Programm, macht Vida in seiner Rede deutlich. „Orange rein, Grün raus“ ist sein Ziel bei der anstehenden Landtagswahl. An „grüner Ideologie“ wird sich nach Vida auch Aiwanger abarbeiten.

Die ausgestrahlte Siegeszuversicht des Landtagsabgeordneten Vida speist sich aus einer von den brandenburgischen Freien Wählern selbst in Auftrag gegebenen Umfrage für Bernau und Panketal. Dort führt Vida mit 29 Prozent, dicht gefolgt vom Kandidaten der AfD. Das scheint den Politiker und Rechtsanwalt jedoch kaum zu beunruhigen. Denn „das drängendste Problem in unserem Land sind die Grünen“.

Heizungsgesetz, Wärmepumpe und Windräder seien eine Zumutung für den Bürger und die Grünen ein „Wolf im Koboldsspelz“. Dem Orangen-Politiker Vida gehe es hingegen darum, „den ehrenhaften und rechtschaffenen Bürgern wieder eine Stimme zu geben“. Weder Rechtspopulismus noch Linkspopulismus sei dafür das Mittel der Wahl: „Lasst uns Mitte-Populisten sein“, agitiert der Bernauer Politiker die Menge.

Auch „Leistung“ müsse sich „wieder lohnen“ und aus den „Fesseln der Bürokratie gelöst werden“. Würdigt man Fleiß, dann brauche es kein Bürgergeld, erklärt Vida und wirbt

für ein Revival „preußischer Tugenden“. Von Preußen geht es dann endlich nach Bayern. Und zwar bei den Forderungen für die Bildungspolitik in Brandenburg: „Zu einer guten Bildung gehört eine gute Sprache. Da müssen wir uns ein Beispiel an Bayern nehmen und fordern ein Verbot der Gendersprache!“

Ehrengast Aiwanger, der laut Ankündigung von Vida „die bayrische Aristokratie in die Knie gezwungen hat“, freut sich über diese Würdigung und betritt die Bühne, um seinem Kollegen zum Wahlsieg zu verhelten. Nach Witzeleien über die „mageren Kiefern in Brandenburg“ und was das Land neben der Einführung eines Genderverbots sonst noch von Bayern lernen könnte, wettet Aiwanger in seiner fast einstündigen Rede gegen so ziemlich alles: die Ampelregierung, Geflüchtete und das Selbstbestimmungsgesetz.

Die Grünen seien eine „Spaßpartei“ und „verteufeln Fleisch, aber erlauben Drogen“. Ersteres sei wohl gesünder. Auch die Bundesregierung ist für ihn ein „Witz“. Er würde der Ampel nicht mal seinen Hund zum Aufpassen oder Füttern geben. Beim Thema innere Sicherheit wirbt er für mehr Law und Order und sieht diese vor allem durch „illegale Migration“ bedroht. An sich habe er nichts gegen Ausländer, aber, „die, die bei uns frech werden, gehören heimgeschickt“. Auch tolerant sei er, aber im Selbstbestimmungsgesetz sieht er eine Gefahr für „die Jugend“. Natürlich ist auch das nach Aiwanger „Teil einer grünen Ideologie, die die Gesellschaft durcheinanderbringen will.“

Wenn es um konkrete politische Lösungen im Sinne des „kleinen Mannes“ geht, hat der Freie-Wähler-Frontmann kreative Ideen. Zum Beispiel fordert er, dass arbeitsfähige Menschen kein Bürgergeld erhalten sollen. Dafür sollten Rentner 2.000 Euro Nebeneinkünfte erwirtschaften dürfen, ohne Steuern zahlen zu müssen. Damit könne man sie im Arbeitsleben halten und dem Fachkräftemangel entgegenreten. Im Rest seiner Rede setzt der bayrische Wirtschaftsminister sich wie auch sein Vorredner Vida passioniert gegen „Leistungsfeindlichkeit“ ein.

Mit einem „Gott beschütze Euch“, schließt Aiwanger seine Ansprache und wieder erheben sich die Gäste im Bernauer Ofenhaus. Nur noch die allgegenwärtige Orange verweist nach diesem Abend darauf, dass das, was einem ausgelassenen Stammtisch im Wirtshaus glich, eine Wahlkampfveranstaltung für den „gesunden Menschenverstand“ in Brandenburg – so die Devise der Freien Wähler – war.



Bayer in Preußen:
Hubert Aiwanger
Foto:
Karl-Josef Hildenbrand/
dpa

Umstrittene Fahndung mit KI

Die Polizei nutzte eine Software zur Gesichtserkennung in sechs Ermittlungsverfahren – möglicherweise rechtswidrig

Von **Luisa Faust**

Was einige Podcaster*innen treiben, das tut nun auch die Berliner Polizei: Sie nutzt eine umstrittene KI-basierte Gesichtserkennungssoftware, um Verdächtige zu finden. In bislang sechs Ermittlungsverfahren kam ein solches Programm zum Einsatz, wie eine Anfrage des Abgeordneten Vasili Franco (Grüne) an den Berliner Senat ergab.

Ende Februar wurde die ehemalige RAF-Angehörige Daniela Klette in ihrer Wohnung in Kreuzberg festgenommen. Zunächst aufgepörrt hatte sie nicht etwa die Polizei, sondern ein Podcast-Team. Die Journalist*innen hatten im Herbst 2023 große Bild-Datensätze mit ei-

nem Gesichtserkennungsprogramm durchsucht und Fotos von Klette im Internet gefunden.

Die Polizei bekam nach eigenen Angaben – ebenfalls im Herbst 2023 – einen „Hinweis aus der Bevölkerung“ zum Aufenthaltsort Klettes. Die Beamten beklagten nach der Festnahme hohe rechtliche Hürden, nach denen sie selbst die Software oft nicht einsetzen dürften.

Inzwischen hat die Berliner Polizei aber offenbar Wege gefunden, das umstrittene Gesichtserkennungsprogramm doch zu nutzen, und zwar laut Anfrage in insgesamt sechs Ermittlungsverfahren mit 31 mutmaßlichen Tätern. Die konkreten Einsätze fanden „im Rahmen der Amtshilfe in Bran-

denburg und Sachsen statt“, hieß es in der Antwort des Senats. Dabei ging es um die Beobachtung von Fluchtrouten sowie die Identifizierung von

„Die schmallippige Beantwortung erweckt den Eindruck, der Senat will etwas verheimlichen“

Vasili Franco

Verdächtigten mehrerer Bandendiebstähle.

Der Senat verweigerte die Antwort auf einen Teil der Anfrage mit dem Hinweis, dass die Vorgänge außerhalb seiner Zu-

ständigkeit lägen und andere Bundesländer betrafen. Das eingesetzte System stammt wohl von der sächsischen Polizei. Unbeantwortet ist deswegen, wie genau das Programm funktioniert, wie lange die Daten gespeichert werden und ob das Bildmaterial in Echtzeit abgeglichen wird.

Die Live-Gesichtserkennung ist höchst umstritten, weil sie als schwerwiegender Eingriff in die Grundrechte aller Menschen gilt, die sich auf überwachten öffentlichen Plätzen aufhalten. Die Europäische Union hat ihrer Anwendung mit dem Gesetz zur künstlichen Intelligenz außerdem enge Grenzen gesetzt: Die Software darf nur zur Aufklärung und zur Verhinderung schwerer Straftaten

und auf richterliche Anordnung eingesetzt werden.

Der Grünen-Abgeordnete Franco kritisierte die lückenhafte Auskunft auf seine Anfrage: „Die schmallippige Beantwortung erweckt den Eindruck, der Senat wolle etwas verheimlichen.“ Der Verdacht, dass die Berliner Staatsanwaltschaft bewusst rechtswidrige biometrische Massenabgleiche durchgeführt habe, läge nahe.

Den Abgeordneten würden Informationen vorenthalten, die Berlin betrafen: „Das ist eine Umgehung parlamentarischer Kontrolle.“ Der Senat müsse gegenüber dem Parlament transparent machen, dass er auch bei der Bekämpfung von Bandenkriminalität nach Recht und Gesetz handle, forderte er.

Kiezspaziergänge

Die Reihe „Mein Kiez. Geschichte(n) des geteilten Berlins“ des Berliner Beauftragten zur Aufarbeitung der SED-Diktatur (BAB) beleuchtet 35 Jahre nach dem Mauerfall den Alltag in den Kiezen Ost- und West-Berlins. Im August wurden Kieztouren in Mitte zum Thema „Macht und Mitte“ angeboten. Im September folgen Kiezspaziergänge durch den Wedding unter dem Thema „Arbeit und Armut“. Die Spaziergänge werden von dem Stadt- und Kulturhistoriker Tim Köhler geführt. Anmeldung per Mail an veranstaltungen@aufarbeitung-berlin.de.

Im Sandwichkiez

Welche Auswirkungen die SED-Diktatur auf das Zentrum Ostberlins hatte, zeigt ein historischer Kiezspaziergang 35 Jahre nach dem Mauerfall



Universitätsmedizin auf Weltniveau: Blick auf das Gelände der Charité Foto: Soeren Stache/dpa/picture alliance

Von Lilly Schröder

Karohemden, Sandalen, Outdoor-Westen und Deuter-Rucksäcke – es ist eine Sightseeing-Gruppe aus dem Bilderbuch, die sich am Mittwochnachmittag in Mitte versammelt. Inmitten der rund 15 Ü-60-Jährigen steht der Stadt- und Kulturhistoriker Tim Köhler, ein vollbärtiger Mann mit Fliegerbrille und Schiebermütze, geboren in Eisenhüttenstadt.

„Der Bezirk Mitte war das Machtzentrum Ostberlins“, erzählt der Historiker. Hier befanden sich viele Gebäude der DDR-Staatspartei SED und des Regierapparats. In den nächsten drei Stunden wird Köhler der Gruppe die Topografie des Bezirks bei dem Kiezspaziergang „Macht und Mitte“ näherbringen. Die Tour findet im Rahmen der Reihe „Mein Kiez. Geschichte(n) des geteilten Berlins“ des Berliner Beauftragten zur Aufarbeitung der SED-Diktatur (BAB) statt.



Ehemaliges Wohnhaus von Wolf Biermann in der Chaussee-straße Foto: Zoonar/imagio

Die Tour beginnt an der Chaussee-straße, Ecke Hannoversche Straße – einem charakteristischen Ort für Mitte. Hier treffen edle Neubauten und Designläden auf renovierungsbedürftige Wohnhäuser und Tante-Emma-Läden. In dem unsanierten Haus, vor dem sich die Gruppe trifft, wohnte einst der Sänger Wolf Biermann, der als SED-Kritiker in der DDR ab 1965 Auftrittsverbot erhielt. Schräg gegenüber befand sich bis 1990 die Ständige Vertretung der BRD in der DDR.

„Das war eine komplizierte Situation“, erzählt Köhler, denn sowohl die BRD als auch die DDR betrachteten sich als das „legitime“ Deutschland. „Es gab Konsularisches zu regeln, daher brauchte es diese diplomatische Vertretung. Sie durfte aber keineswegs Botschaft genannt werden, sonst hätte man sich gegenseitig als Ausland anerkennen müssen.“ Anfang der 1970er Jahre kam es zu einer Entspannung zwischen Ost und West, unter anderem durch die Ostverträge zwischen der BRD und der Sowjetunion. Heute befindet sich in dem Gebäude das Bundesministerium für Wirtschaft und Klimaschutz.

Die Tour führt durch die grüne Oase des Charitégeländes und weiter zur ehemaligen Volkskammer, die hier von 1953 bis 1957 ihren Sitz hatte. „In diesem Panoptikum der früheren DDR-Geschichte“ seien alle möglichen Menschen zusammengekommen, um „Demokratie zu inszenieren“, sagt Köhler: Arbeiter, Adel, Kommunist*innen aus dem Exil und „ein paar handfeste Nazis“. In der „Scheininstitution“, wie es ihm wichtig ist zu betonen, waren auch Blockparteien vertreten, um Pluralität zu simulieren. In der Realität seien jedoch über Jahrzehnte hinweg fast ausschließlich einstimmige Entscheidungen getroffen worden.

Nur wenige Meter entfernt befindet sich das Hochhaus der Charité, eine renommierte Einrichtung, die Köhler als („DDR-typische“), „Klinik der Show“ bezeichnet. „Man wollte durch Leuchttürme Identität schaffen, nach innen und nach außen“, sagt er. Die Charité wurde von der SED gefördert und sollte internationale Anerkennung bringen. Wie in so vielen Bereichen in der DDR wollte man in der Universitätsmedizin „Weltniveau erreichen“.

Anders als im Westen verdienten Krankenschwestern hier so viel wie der Facharzt. Fortschrittliche Aspekte etwa im Bezug auf Gleichberechtigung dienten laut Köhler gleichzeitig der Herrschaftslegitimierung der SED. Dazu hätten sich Parteifunktionäre auch West nach Ost gegeben, andersherum bis zu einer halben Million.

Die Führung setzt sich fort, über den Campus hinweg, zum Alexanderufer. Auf dem einstigen Grenzland zwischen Charité und Spree befindet sich heute ein mit Pflanzen gesäumter Radweg. Beim Eintreffen der Gruppe senkt sich die Sonne langsam über der Spree und spiegelt sich in der Glasfassade des Hauptbahnhofes und der Balkone luxuriöser Neubauten. „Während die Mauer stand, lebten vor allem Migranten im Grenzstreifen“, erzählt Köhler. Als sie fiel und der Standort wieder attraktiv wurde, wurden sie von Deutschen verschreckt. Heute ist der ehemalige Grenzstreifen an der Spree zugleikleistert mit Büros, Restaurants und Eigentumswohnungen.

Während die Mauer stand, suchten Menschen auch über die Spree ihren Weg von Ost- nach Westberlin. Der Spaziergang führt später an einem ehemaligen Wachturm vorbei, der Gedenkstätte für den ersten „Mauertoten“, Günter Litfin. Dieser war 1961 beim Versuch, den Humboldthafen zu überqueren, erschossen worden. „Zwischen 1961 und 1980 gab es in Berlin mindestens 144 Maueropfer“, erzählt Köhler. Anfangs seien große Menschengruppen geflohen, vor allem durch selbstgegrabene Tunnel. Entgegen der weit verbreiteten Vorstellung, dass die DDR-Bürger*innen zunehmend fliehen wollten, nahm die Fluchtbewegung jedoch mit der Zeit ab, in den 1980er Jahren seien nur noch Einzelpersonen oder kleinere Grüppchen geflohen. Verlässliche Zahlen dazu gebe es nicht.

Entlang des Weges informieren immer wieder Tafeln über die Geschichte der Mauer. An der Sandkrugbrücke, gegenüber der ehemaligen Generalstaatsanwaltschaft, macht eine Tafel darauf aufmerksam, dass das Grenzregime nicht erst mit dem Mauerbau seinen Anfang nahm, sondern bereits mit der Blockade im April 1948. 2,8 Millionen Menschen flohen zwischen 1949 und 1961 von Ost- nach Westdeutschland. In Berlin kostete das Grenzregime bis 1961 mindestens 39 Menschen das Leben.

Die Sandkrugbrücke war einst ein Grenzübergang und „einer der wenigen Orte, wo die Straßenbahn nach Westberlin fährt“. Während Frauen in der DDR „männliche“ Berufe, wie Straßenbahn fahren, ausüben durften, war das Frauen in Westberlin bis Ende der 1950er Jahre verwehrt. So mussten Straßenbahnfahrerinnen aus der DDR an der Sektorengrenze anhalten und ein männlicher Kollege übernehmen. Das Bahnsystem von Ost- und Westberlin nach der Wiedervereinigung wieder zu

schließen, habe „ewig“ gedauert, sagt Köhler. Der Lückenschluss der Ringbahn etwa erfolgte erst 2002.

Die Tour setzt sich entlang der Promenade am Spandauer Schiffahrtskanal fort und geht über den Invalidenfriedhof bis zum ehemaligen Walter-Ulbricht-Stadion. Wo einst die 70.000 Zuschauer*innen fassende Sportstätte stand, steht heute das Parkhaus des Bundesnachrichtendienstes (BND). „Das war eine riesige Inszenierung, die Strahlkraft entfalten sollte“, sagt Köhler. Das Stadion, das mit Blick auf das Deutschlandtreffen der Jugend 1950 entstand, wurde in nur 4 Monaten hochgezogen. „Es war ein Ort der Systemkonkurrenz.“ Hier traten die BRD gegen die DDR an, etwa im Fußball, um darüber zu entscheiden, welches deutsche Team zu einem internationalen Wettkampf entsandt wurde. Zwei eigenständige Olympia-Teams gab es erst ab 1968.

Das Stadion sei zudem ein Ort des Versuchs des Personenkults gewesen, der jedoch scheiterte. „Honecker delegitierte den tattrigen, überflüssigen, fehlgeleiteten Ulbricht und sorgte dafür, dass dieser im stalinistischen Sinne verschwand“, erzählt der Historiker. So verschwanden etwa im November 1961 in Berlin „über Nacht“ die Stalinallee und das Stalin-Denkmal. Die Sportstätte wurde in den 1970er Jahren in „Stadion der Weltjugend“ umbenannt. Nur unweit des BND-Komplexes erstreckt sich hinter der Chaussee-straße ein ruhiger Teil des Bezirks mit alten Ostberliner Gaststätten wie dem „Hackelthal“, aus dem es verlockend nach Hausmannskost duftet. Die hungrige Gruppe nähert sich dem Ziel. Es geht nur noch durch das grün bewachsene Areal des ehemaligen Stettiner Bahnhofs zum Nordbahnhof, wo die Kiezspaziergänger*innen pünktlich zum Sonnenuntergang eintreffen. Die letzten Sonnenstrahlen lassen die rostigen Stäbe der Gedenkstätte Berliner Mauer an der Bernauer Straße im Abendlicht aufleuchten. Es wirkt wie eine stille Mahnung.

„Man wollte durch Leuchttürme Identität schaffen, nach innen und nach außen“

Tim Köhler, Historiker

berliner szenen

Völlig überflutet von Reizen

Die drei Wochen lang war ich in einer winzigen Stadt in Thüringen, in der es außer Wald und Fluss wenig Außenreize gab. Als ich in Berlin eintraffe, fühle ich mich schon nach wenigen Minuten reizüberflutet. Der Hauptbahnhof mit seinen vielen Menschen, sich überlagernden Geräuschen und Gerüchen wirkt nach der Auszeit in der Natur wie ein überladenes Wimmelbild mit Audio- und Geruchsfunktion. Ich komme erst an, als ich meine Tochter in die Arme schließe. Die aber muss gleich weiter zum Sport. Im Bus sitzt ein Mann vor uns, der stark hustet und nach jedem Hustenanfall ausspuckt. Zu seinen Füßen hat er eine Tüte, aus der ein Plasmabildschirm ragt. Als wir uns unauffällig umsetzen wollen, steht der Spucker auf. Wir bleiben erst mal sitzen. Der Bus hält. Der Schubser bleibt in der geöffneten Tür stehen. Ein bullig aussehender Mann mit Glatze steigt ein. Der Spucker stiert den Glatzkopf an und stutzt ihn dann ohne vorherige Warnung. Der Glatzkopf brüllt: „Willst du Stress, oder was?“, und schubst den Spucker mit voller Kraft. Der fliegt mitsamt seinem Plasmascreeen aus der geöffneten Tür des Busses und kommt rücklings auf dem Asphalt auf. Ich halte den Atem an. Der Busfahrer schließt die Türen, fährt aber nicht los. Der Spucker berappelt sich, steht auf, tritt gegen die mittlere Bustür und spuckt ausladend. Sein Schleim läuft langsam die Scheibe runter. Die Menschen im Bus werden unruhig. Ein Mann ruft: „Wann fahren wir endlich weiter?“ Der Busfahrer erklärt, er sei angehalten worden, auf die Polizei zu warten. Als die eintrifft, versucht der Spucker, über die Straße zu rennen. Die Polizisten halten ihn auf dem Mittelstreifen auf. Der Bus fährt weiter. Der Glatzkopf schimpft: „Was für ein Penner!“ Meine Tochter fragt: „Was war das?“ Ich schüttele den Kopf: „Frag mich bitte nicht.“

Eva-Lena Lörzer

Lars Penning kino



Die Würde der Arbeit

Mit der Reihe „Schlagende Wetter“, die sich internationalen Filmen zum Thema Bergbau widmet, eröffnet das Zeughauskino nach seiner Sommerpause. Los geht es am heutigen Freitag mit „Harlan County, USA“ von Barbara Kopple, einem politisch engagierten Dokumentarfilm über einen zusehends eskalierenden Streik von Bergleuten in einem Bergwerk in den Appalachen.

23. 8., Zeughauskino, 19 Uhr

sieben sachen



Das Trio **Y** bewegt sich an den Grenzen des Psychedelischen und Rockjazz Foto: promo

Raumgreifende Klänge

Bei der Konzertreihe Stop Over geht es um Interaktion zwischen Publikum und den Musiker:innen. Während auf der Spretterrasse gekocht wird, performt das Trio **Y** (mit Liz Kosack am Synthesizer) im Rahmen einer partizipativen Spielkomposition mit dem Münchner Paranormal String Quartet eine Komposition des Schlagzeugers Max Andrzejewski. Objekte werden zum Klängen gebracht, es entsteht ein spielerisches Zusammenwirken von Publikum, Musik und Raum.

Radialsystem, 25. 8., 17 Uhr, Tickets 14/10 Euro

Feinster Electropop

Die Berliner Singer/Songwriterin Kitty Solaris nennt selbst Velvet Underground, Patty Smith und Catpower ihre musikalischen Vorbilder. Dabei entwickelte sie einen ganz eigenen melancholischen Stil. Bei der Lofi-Lounge stellt sie ihr jetzt schon gefeiertes neues Album „James Bond“ vor. Es vereint Dream-Pop, New-Wave und Elektronik.

Schokoladen, 28. 8., 20 Uhr, Tickets 13 Euro



Indie-Queen von Berlin und Stimme wahrer Emanzipation: Kitty Solaris Foto: Schokoladen



„Please Sing Me My Song Before You Go“

Foto: Joël Andrianomearisoa

Poetische Spuren der Erinnerung

Der madagassische Künstler Joël Andrianomearisoa lässt sich in der ifa-Galerie von dem Wiegenlied inspirieren, das ihm seine Großmutter einst vor dem Schlafengehen vorgesungen hat: Iny Hono Izy Ravorombazaha (der weiße Vogel). Während die Worte vergessen scheinen, erinnert sich der Körper an den Rhythmus und die Schwingungen. Teil der Ausstellung ist der Film „Please Sing Me My Song Before You Go“, der den räumlich-zeitlichen Rahmen des Erzählens zum Verschwimmen bringt.

ifa Galerie, Linienstr. 139, bis 1. 9., Di-So 14-18 Uhr, Do 14-20 Uhr

Kurze Texte vom großen Ganzen

Das Festival Short Story Long feiert die kurze Form – denn kurze Erzählungen sind beliebt. Sie entsprechen der Aufmerksamkeitsökonomie unserer Zeit und zeigen, was mit wenigen Zeilen möglich ist, ohne an Komplexität einzubüßen. 20 Autor*innen tragen an fünf Abenden eigene, unveröffentlichte Texte vor und reflektieren ihr Schreiben im Kontext aktueller Konflikte



und Krisen. Unter anderem zu Gast: Zara Zerbe, die zusammen mit Hatice Acikgöz, Dara Brexendorf und Maline Kotetzki den Podcast „Literarisch, Solidarisch“ hostet, sowie Helene Hegemann, deren Roman „Axolotl Roadkill“ in 20 Sprachen übersetzt wurde.

Literaturforum im Brecht-Haus, 26.-30. 8., Tickets 6/4 Euro

Autorin von „Phytopia Plus“: Zara Zerbe Foto: Nane Diehl

Pionierin der Popkultur

Die Schauspielerin und Sängerin Debbie Harry wurde in den 70er-Jahren mit ihrer Band Blondie zur Ikone einer neuen Stilrichtung namens „Punk“. Das Arsenal würdigt sie mit einer Reihe von Filmen, wie etwa John Waters' Komödie „Hairspray“ (1988), in der Harry mit hochtouperten Haaren die rassistische Mutter eines Teenagers verkörpert.

A Tribute to Debbie Harry: Arsenal, 24.-31. 8.



Parodie auf die 60er-Jahre: „Hairspray“ (1988), Regie: John Waters Foto: Kino Arsenal



São Paulo mit dem Martinelli-Building in den 1950ern Foto: © ClassicStock / Alamy Stock Foto

Die Moderne zweier Amerikas

Unter dem Titel „Amériques“ hat sich die 20. Ausgabe des Musikfests Berlin die „Klassische Musik“ und die Geschichte zweier Kontinente zum Thema gemacht, die auch von viel Unrecht geprägt ist – aufgeführt von internationalen und Berliner Sinfonieorchestern und rund 60 Solist*innen. Zur Eröffnung treffen mit dem São Paulo Symphony Orchestra und der São Paulo Big Band die süd- auf die nordamerikanische Moderne.

Musikfest Berlin 2024 – Amériques: 24. 8.–18. 9.

Von Soul bis Dirty Breakbeats

Sitar-Samples, Funk-Breaks und scheppernder, beunruhigender Gesang, das sind nur einige der Zutaten, aus denen The Gaslamp Killer seine Soundcollagen klebt. SciFi-Jazz oder einfach nur Psychedelic – die Stilbegriffe, die William Benjamin Bensussen aka The Gaslamp Killer anhaften, sind vielfältig. Er selbst nennt die obskure Mischung aus Alt und Neu, Bekannt und Unbekannt, die er seit 2006 zusammen-



The Gaslamp Killer Foto: Timothy Saccenti /Setta Studio

schraubt „Instrumental psych dirty beats“. Seine DJ-Sets gelten als legendär. GLK ist Mitbegründer der wöchentlichen Low-End-Theory-Partys in Los Angeles, die von 2006 bis 2018 internationale Maßstäbe im Bereich der Beat-Musik setzten. Die weiteren Gäste der Nacht: Kutmah (Big Dada/UK), VILIFY (Ohm Resistance/Eclectique/Last Planet/CA) und Werd (Turntable Tutorial/Phaderheadz/D/US).

The Gaslamp Killer & Guests: Gretchen, 23. 8., 23.30 Uhr, Tickets 12–18 Euro

Theater vorschau

ufaFabrik ☎ 75 50 30

Jeweils überdachte Freiluftbühne

Fr., 23. 08.	18:30	Luksan Wunder & Gäste - Open-Air Comedy Festival
Sa., 24. 08.	20:00	Etta Scollo – Ora
Mi., 28. 08.	20:00	Ton & Kirschen Wandertheater Der Sturm *Berlin-Premiere*
Do., 29. 08.	20:00	Ton & Kirschen Wandertheater Der Sturm

Der gesamte Spielplan auf: www.ufafabrik.de

Werben auch Sie in unserem Theaterkasten!
Fon: 0 30 - 259 02 314 | anzeigen@taz.de

Freiluftkino Kreuzberg

taz präsentiert

Fr 23. August 20:15 // engl.m.dt.Ut	Di 27. August 20:15 // engl.m.dt.Ut
KILLERS OF THE FLOWER MOON Das große Kinoepos von Martin Scorsese mit Leonardo DiCaprio, Robert De Niro, Jesse Plemons u.v.m.	Lanthimos Tuesday # 5 KINDS OF KINDNESS Emma Stone und Jesse Plemons sind sensationell in neuen Film von Yorgos Lanthimos.
Sa 24. August 20:15 // ital.m.dt.Ut	Mi 28. August 20:15 // port.m.engl.Ut
MORGEN IST AUCH NOCH EIN TAG Der Megaerfolg aus Italien „Die berauschende Geschichte einer Emanzipation in unerwarteten Schritten.“ indiekino.de	CITY OF GOD Ein Klassiker des zeitgenössischen Kinos und heute Abend bei uns auf der Leinwand.
So 25. August 20:15 // ital.m.engl.Ut	Do 29. August 20:15 // farsi.m.dt.Ut
LA CHIMERA Alice Rohrwacher macht Filme wie niemand sonst. Hauptrolle Josh O'Connor.	EIN KLEINES STÜCK VOM KUCHEN Mit diesem zarten und lebensbejahenden Liebesfilm kommt einer der schönsten Filme des Jahres aus dem Iran.
Mo 26. August 20:15 // jap.m.dt.Ut	
WIM WENDERS: PERFECT DAYS Poetisch, schön und leichtfüßig.	

HOFBRÄU MÜNCHEN tipBerlin THEBERLINER

Die neue Open Air Bühne für Berlin!

Theater, Konzerte, Musiktheater, Tanz, Comedy & mehr!

LUFTSCHLOSS
TEMPELHOFER FELD

10. Mai – 22. September 2024

atze präsentiert

radialsystem.de

22.08.2024
23.08.2024
24.08.2024

steal you for a moment
Francisco Camacho & Meg Stuart

radialsystem.de

22.08.2024
23.08.2024
24.08.2024

taz mixtape

Über Popmusik in der taz zu lesen, ist das eine. Wie sich das anhört, was die Autoren da beschreiben, das andere. Deswegen gibt es das Beste aus der Musikberichterstattung der taz Kulturredaktion jeden Freitag in einer Radio-Version: taz Mixtape von und mit Klaus Walter.

taz hören!
freitags 17–18 Uhr
taz mixtape auf ByteFM



Vorbildhafte Ablage in einem Berliner Sozialamt: Im Bremer Sozialamt dagegen läuft derzeit einiges schief
Foto: Arno Burgi/dpa

Staatsdiener mit Fantasien

Im Bremer Amt für Soziale Dienste soll sich ein Mitarbeiter um mehr als 400.000 Euro durch gefälschte Unterhaltsvorschüsse bereichert haben. Auch ein weiterer Mitarbeiter steht unter Verdacht. Im Zuge interner Ermittlungen kam auch heraus: Unbearbeitete Akten sollen weggeworfen worden sein

Von Eiken Bruhn

Mit erfundenen Personen soll sich ein Mitarbeiter des Bremer Sozialamts zwischen Januar 2022 und Juli 2024 um 418.000 Euro bereichert haben. Dies bestätigte am Donnerstag die Bremer Staatsanwaltschaft. Zuvor hatte der *Weser-Kurier* darüber berichtet. Vor zwei Wochen waren die Mitglieder der parlamentarischen Sozialdeputation in nicht öffentlicher Sitzung informiert worden.

Insgesamt gebe es drei Beschuldigte, sagte Frank Passade, Sprecher der Staatsanwaltschaft. Eine Person aus dem Umfeld des Amtsmitarbeiters habe ein Konto geführt, auf das die Geldbeträge geflossen seien. Die dritte Person arbeite ebenfalls in der Abteilung für Unterhaltsvorschusszahlungen im Amt für soziale Dienste. Ob diese Person in Mittäterschaft handelte oder etwa selbst getäuscht wurde, ist Gegenstand der Ermittlungen. Bernd Schneider, Sprecher der Bremer Sozialbehörde, sagte der taz, in der Behörde gelte das Vier-Augen-Prinzip. Wer eine neue Akte anlege, müsse dies von sich abwechselnden Kolleg:innen gegenzeichnen lassen. In der Abteilung seien 45 Personen beschäftigt.

Ans Licht kam der Betrug laut Schneider aufgrund von internen Kontrollen im Rahmen eines Qualitätsmanagements. Dabei seien Fälle überprüft worden, in denen das Sozialamt Alleinerziehenden anstelle des anderen Elternteils Unterhaltsvorschuss zahlte, ohne dass diese Kindergeld bekamen. Diese Konstel-

lation sei sehr selten, sagte Schneider. Bei einem Mitarbeiter hätten sich solche Fälle gehäuft. Überprüfungen hätten ergeben, dass dies daran lag, dass die Personen, die angeblich einen Unterhaltsvorschuss beantragt hatten, gar nicht existierten und daher auch kein Kindergeld beziehen konnten. Nachdem interne Ermittlungen den Verdacht erhärtet hätten, sei umgehend die Staatsanwaltschaft eingeschaltet worden. Zeitgleich hätten die beiden beschuldigten Mitarbeiter Hausverbot bekommen, später sei ihnen fristlos gekündigt worden. Wie viele Alleinerziehende der oder die Beschuldigten erfunden haben, kann die Staatsanwaltschaft derzeit nicht sagen.

Sehr viel länger hatte sich ein ehemaliger Mitarbeiter des Hamburger Sozialamts gemeinsam mit einem freien Mitarbeiter bereichert: Diese waren laut einem Bericht des *Hamburger Abendblatts* Anfang 2020 jeweils zu einer Haftstrafe auf Bewährung und einer Geldstrafe verurteilt worden. Demnach hielt es das Gericht für erwiesen, dass sie sich zwischen 2003 und 2015 in betrügerischer Absicht 300.000 Euro überwiesen und dafür ebenfalls Familien erfunden hatten. Allerdings ging es dabei nicht um Unterhaltsvorschussleistungen, sondern um andere Hilfen, für die Rechnungen gestellt wurden. Ein Teil der Taten sei verjährt gewesen, heißt es in dem Artikel, sodass der Sozialamtsmitarbeiter – Leiter einer Regionalstelle – wegen Betrugs am Ende in nur 46 Fällen mit einer Schadenssumme von 170.000 Euro verurteilt wurde, sein Helfer in

33 Fällen. Die Einzelbeträge müssen demnach deutlich niedriger gewesen sein als die, um die es mutmaßlich in Bremen geht.

Dort hatten die ersten internen Ermittlungen quasi als Beifang ergeben, dass in derselben Abteilung offenbar zwei Mitarbeitende Akten vernichten wollten, ohne sie zu bearbeiten. Dies sei bei der Überprüfung von Containern herausgekommen, in denen Papier zum Schreddern aufbewahrt wurde, so Behörden-

unbearbeitete Schriftstücke zutage gefördert. Inwiefern es strafbar ist, Schriftstücke unbearbeitet wegzuworfen, prüft die Bremer Staatsanwaltschaft derzeit noch.

Bremer Politiker:innen regen sich mehr über die nicht bearbeiteten Anträge auf als über den mutmaßlichen Betrug. „Wenn Anträge einfach weggeworfen werden, bedeutet das für die Betroffenen, dass sie monatelang oder schlimmstenfalls sogar ganz ohne die notwendige finanzielle Unterstützung auskommen müssen“, hieß es in einer Mitteilung der CDU-Fraktion, die sich zudem darüber beschwerte, darüber nicht informiert worden zu sein. Die „kriminellen Machenschaften“ einzelner Mitarbeiter seien das eine, teilte die FDP-Fraktion mit. „Noch erschreckender ist, dass die Ermittlungen auch einen katastrophalen Umgang mit Unterstützungsanträgen aufdeckten, die einfach im Müll landeten.“ Kritik kam nicht nur von der Opposition. Auch von den Grünen, die mit SPD und Linken in Bremen regieren, hieß es: „Da bemühen wir uns seit Jahren, die Situation von Alleinerziehenden in Bremen zu verbessern, ihnen viele Alltagshürden zu nehmen ... und dann wird sich in genau der für diese Menschen verantwortlichen Abteilung bereichert oder die Arbeit verweigert.“

In einer Woche will Sozialsenatorin Claudia Schilling (SPD) der Sozialdeputation über weitere Erkenntnisse zu dem Fall berichten. Zuvor habe man die Öffentlichkeit nicht informiert, um die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft nicht zu gefährden, sagte ihr Sprecher.

südwest

Die Nicht-Geräumten

In einem rund 200 Hektar großen Waldgebiet zwischen den Landkreisen Göttingen und Goslar campen derzeit nach Angaben der Behörden noch immer rund 1.500 Menschen aus 63 Nationen. Die Mitglieder der sogenannten Rainbow-Family stehen nach eigenen Angaben für den Weltfrieden ein. Ebenso harmonisch war der Umgang mit der **Polizei, die mit Liebesliedern begrüßt wurde**, wenn auch ihre Anweisungen nicht befolgt wurden. Zwar gelten für das Landschaftsschutzgebiet Betretungsverbote. Eine Räumung ist aber auch aus Kostengründen nicht geplant. Das sollten die **Aktivist:innen von der Letzten Generation** nicht hören. Aber die singen ja auch nicht.



sprecher Schneider. Gefunden wurden ihm zufolge 500 Schriftstücke: Anträge, Widersprüche gegen abgelehnte Leistungen sowie Korrespondenz. Wie viele Familien davon betroffen sind, sei unklar. „Alle Berechtigten sollen jetzt möglichst schnell ihr Geld bekommen“, sagte Schneider. Zu diesem Zweck würde die Abteilung personell unterstützt.

Weitere Überprüfungen von Aktencontainern in allen sechs Bremer Sozialzentren hätten nur vereinzelt



Christa Pfafferott
Zwischen Menschen

Die Scham vor dem Alltäglichen

in Park in Altona: Auf dem Hundeauslaufplatz toben Hunde herum. Kleine und große Hunde, verschiedene Fellfarben wirbeln durcheinander. Da ist ein ausgelassenes Bellen. Ein Jaulen von zwei, die umeinander springen, sich kurz verhaken. Dann der Befehl eines Menschen. Und wieder löst sich alles, ist ein Spiel. Die Menschen, zu denen die Hunde gehören, stehen eher ruhig miteinander, wie Linienrichter um einen Platz, in dem sich das Spiel zuträgt. Sie blicken ihre Hunde stolz an, als wären sie ihre Kinder. Sie kommen miteinander über die Hunde leicht ins Gespräch: Der Hund – Brücke zwischen Menschen.

Bereitwillig stülpen die Menschen auch Plastiktüten über ihre Hände und bringen den Kot ihrer Hunde weg. Kein Ekel, kein Staunen darüber. Auf dem Hundeauslaufplatz wirken Menschen meist voller Liebe, Leichtigkeit und Hingabe an ihre Tiere.

Neben dem Platz, auf einem schmalen Stück zwischen dem Zaun und einem Weg, steht ein älterer Mann. Er sieht etwas verloren aus. Er hat keinen Hund, er scheint auch sonst zu niemandem zu gehören. Er trägt eine abgetragene Jeans. Woher er kommt, zu was er will, ist nicht auszumachen an diesem schmalen Zwischenort.

Dann zieht der Mann auf einmal seinen Hosenbund hinab, er muss die Hose nicht öffnen, damit sie sich über seine Hüften hinunter bewegt. Er hat keinen Schutz und er scheint auch keinen zu suchen. Die Hose gleitet seine Beine hinunter, landet zusammengerollt auf den Schuhen. Der Mann ist nun unten herum ganz nackt. Sein Hinterteil ist entblößt. Stehend schiebt er es nach hinten und presst. Wer hier auf dem Fußweg läuft, sieht ihn. Es ist fast unmöglich, ihn zu ignorieren. Er presst im Stehen, völlig enthemmt, ohne Scheu, als säße er auf einer Toilette. Es ist ja auch das, was alle Menschen tun und worüber meist nicht gesprochen wird. Die Notdurft ist etwas oft Tabuisiertes, Unsichtbares, wenn es nicht

Der Mann verrichtet sein Geschäft in aller Öffentlichkeit – ohne Scheu

gerade um die vollen Windeln kleiner Kinder geht. Jedes Geräusch, jeder Geruch um unser Geschäft wird versteckt, schnell beseitigt. Um etwas so Selbstverständliches, Alltägliches besteht so viel Scham.

Doch der Mann verrichtet sein Geschäft in aller Öffentlichkeit. Fast scheint es wie ein Akt des Protests: ein Ich-scheiß-auf-alles-und-auf-Euch. Er steht dort in seiner nackten, gebogenen Pose wie eine Statue, die bildhauerisch herausgearbeitet wurde. Und hinter ihm toben die Hunde, gibt es den Platz für das Spiel der Haustiere, mit Menschen, die sie sorgsam überwachen.

So sehr die öffentliche Privatheit des Mannes überrascht, hat sie auch etwas Natürliches. Er steht da auch wie ein Symbol für den ewigen Kreislauf von Verdauung, dem natürlichen Ende der Nahrungskette von Essen und Ausscheiden, etwas zu sich nehmen, loslassen. Geboren werden, groß werden, alt werden und sterben. Wie wir eben müssen und gleich sind bei allen vermeintlichen Unterschieden als Mensch.

Doch dann sind sie da, die irritierten Blicke auf ihn. Auch der Menschen vom Platz, die ihre Hunde um ihr öffentliches Geschäft nicht verurteilen. Und die Blicke bringen weitere Gedanken.

Womöglich ist der Mensch obdachlos. Vielleicht besitzt er einfach kein Klo. Und hier sind keine Büsche, in die er sich zurückziehen kann. Der Mann hat auch kein Klopapier bei sich. Er hat keinen privaten Raum für sein Geschäft. Ja, wohin soll er denn auch gehen? Es gibt insgesamt zu wenige öffentliche Toiletten, zu wenig sanitäre Anlagen für obdachlose Menschen, zu wenig Rückzug. Was für ein Privileg, eine Toilette zu besitzen, die jederzeit selbstverständlich da ist! Wohnraum bedeutet auch, sich den Blicken anderer entziehen zu dürfen. Für Intimität, Hygiene. Der Mann im Park macht auch sichtbar, was fehlt.

Er muss. Wie wir alle.

Christa Pfafferott ist Autorin und Dokumentarfilmerin. Sie hat über Machtverhältnisse in einer forensischen Psychiatrie promoviert. Als Autorin beschäftigt sie sich vor allem damit, Unbemerktes mit Worten sichtbar zu machen.



Nach der Scheidung ist vor dem Wahlkampf

Die Hamburger Linke musste im letzten Jahr einige Verluste einstecken: Mehrere Abgeordnete waren ausgeschieden, darunter Sahra Wagenknecht zu. Wie sind die beiden Parteien mit Blick auf die Bürgerschaftswahl in sechs Monaten?

Von **Marta Ahmedov**

Es ist verblüffend ruhig und aufgeräumt. Nicht die Räume der Hamburger Linksfraktion mitten in der parlamentarischen Sommerpause, sondern der Landesverband der Par-

teian sich. Mit wem man auch spricht – die Stimmung ist gelassen, geradezu optimistisch. Das überrascht, denn die Umstände schreien nach Chaos: Drei Mitglieder ihrer Fraktion in der Hamburgischen Bürgerschaft hat die Linke seit Anfang der

Legislaturperiode verloren. Ihre einzige Abgeordnete im Deutschen Bundestag wanderte vergangenen Herbst in das Bündnis Sahra Wagenknecht (BSW) über. Und auch der bundesweit wohl prominenteste Hamburger Ex-Linke, Fabio de Masi, trat bei der Europawahl als Spitzenkandidat für das BSW an, nachdem er seinem Hamburger Landesverband schon 2022 den Austritt erklärt hatte.

Diese Woche sorgte es zwar für Euphorie, dass sich mit Jan van Aken und Ines Schwerdtner zwei (ehemalige) Hamburger dazu bereit erklärten, den Bundesverband der Partei als zukünftige Vorsitzende retten zu wollen. In Hamburg selbst sieht die Lage dennoch weiter kritisch aus – zumindest auf den ersten Blick.

„Die Arbeit der Bürgerschaftsfraktion wurde durch den Verlust der drei Abgeordneten nicht erschwert“, versichert Heike Sudmann aus dem Fraktionsvorstand. Zwar würden nun offensichtlich mehr Aufgaben

auf den einzelnen Mitgliedern der Fraktion lasten. Für die Zusammenarbeit sind die Abgänge jedoch eher eine Erleichterung, so scheint es durch.

Mit den Abgeordneten hatte es vorher jeweils kleinere und größere Konflikte gegeben. Sie stehen stellvertretend dafür, woran und in welchen Wellen die Linkspartei sich in den letzten Jahren entzweit: Ein Vorbote war dabei die Coronapandemie, bei der der Abgeordnete Mehmed Yildiz verschwörungstheoretische und impfgegnerische Positionen einnahm. Endgültig spalteten sich jedoch alle drei Abgeordneten im Zusammenhang mit dem russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine von ihrer Partei ab.

Krieg und Frieden

Im Gespräch mit der taz betonten alle drei, dass die Partei sich aus ihrer Sicht nicht ausreichend für Frieden und Verhandlungen mit Russland einsetzen würde. Zudem sei die Linke keine sozialistische Partei mehr. Diese inhalt-



Sieht ihre Partei in den Bezirken gut vernetzt: Heike Sudmann (Linke)
Foto: Andre Lenthe/Imago

nachrichten

Anti-Gender-Volksini vor dem Scheitern

Das Volksbegehren der Hamburger Initiative „Schluss mit Gendersprache in Verwaltung und Bildung“ droht zu scheitern. Das Erreichen der für einen Volksentscheid nötigen knapp 66.000 Unterschriften bis kommenden Mittwoch sei in Gefahr, teilte die Initiative mit. Bislang sei nur rund die Hälfte gesammelt worden. (dpa)

Datenschutzbeauftragter hat viel zu tun

Die Zahl der vom Hamburgischen Beauftragten für den Datenschutz abgeschlossenen Ordnungs-

widrigkeitsverfahren hat in diesem Jahr deutlich zugenommen. Von Januar bis Juli seien in 14 solcher Verfahren bereits 130.000 Euro Bußgelder verhängt worden, teilte der Datenschutzbeauftragte Thomas Fuchs mit. Im gesamten Vorjahr seien nur acht Verfahren abgeschlossen worden. Bei den Bußgeldern sei es unter anderem um die „Nichteinhaltung von Löschpflichten, technische Sicherheitslücken bei Kundenservice-Systemen, verspätete Auskünfte eines Inkassounternehmens oder heimliche Badezimmernaufnahmen im privaten Kontext“ gegangen, teilte Fuchs mit. (dpa)

Umweltschützer klagen erneut gegen A39

Die Naturschutzorganisation BUND Niedersachsen will den Bau der Autobahn 39 zwischen Lüneburg und Wolfsburg auf dem Rechtsweg verhindern. Gegen den geänderten Planfeststellungsbeschluss des 7. Abschnitts der A39 sei Klage beim Bundesverwaltungsgericht eingereicht worden. Nach Auffassung der Umweltschützer wurden auch in dem neuen Beschluss die Auswirkungen des Neubaus auf das globale Klima und angrenzende Gewässer nicht berücksichtigt. Darüber hinaus sei zu befürchten, dass sich der Zustand

Bereits jetzt arbeiten die drei Abgeordneten zusammen und veröffentlichten gemeinsame Erklärungen. Und inzwischen steht auch fest: Wenn sie wollen, ist es ihnen rechtlich möglich, eine offizielle Abgeordneten-Gruppe in der Bürgerschaft zu gründen. Dadurch hätten sie im Parlament mehr Rechte als einzelne fraktionslose Abgeordnete. Über die Ausgestaltung dieser potenziellen Gruppe besteht allerdings noch Uneinigkeit: Während Kaya als BSW-Mitglied auch eine BSW-Gruppe gründen will, scheinen Dolzer und Yildiz aktuell eher einen parteiunabhängigen Zusammenschluss anzustreben – jedenfalls solange sie selbst noch nicht Mitglieder des BSW sind.

Final wird sich die Gruppenfrage voraussichtlich nach der parlamentarischen Sommerpause klären, sagen alle drei der taz. Es könnte entscheidend dafür sein, ob und in welcher Aufstellung das BSW bei den Wahlen für die Hamburgische Bürgerschaft im kommenden Frühjahr antritt.

Basis und Überbau

Die Linkspartei sieht ihrer potenziell größten Konkurrentin gelassen entgegen. „Es gibt gerade ja noch gar nichts, wogegen wir uns abgrenzen müssten – meines Wissens nach nicht einmal einen Landesverband“, sagt der Co-Landessprecher Thomas Iwan im Gespräch mit der taz. „Deshalb fokussieren wir uns nicht auf das BSW, sondern auf unsere eigenen Inhalte und die Arbeit in den Stadtteilen. Das hat auch bei den Bezirkswahlen funktioniert, bei denen der Hamburger Landesverband im bundesweiten Vergleich gut abgeschnitten hat.“ Auch Heike Sudmann sagt: „Die große Stärke unserer Fraktion ist, dass die Abgeordneten enorm vernetzt in ihren Bezirken sind und über das Parlament hinaus wirken. Das BSW ist dem überhaupt nicht gewachsen.“

Für den Aufbau eines BSW-Landesverbandes in Hamburg ist derzeit offiziell Zaklin Nastic zuständig, die auch im Bundesvorstand der Partei sitzt. Einer ihrer engsten Verbündeten dabei dürfte eigentlich Metin Kaya sein, der jedoch offenbar nicht viel Entscheidungsmacht hat: Im Gespräch mit der taz weist er immer wieder auf den Bundesvorstand der Partei und Zaklin Nastic. Die ist jedoch für ein Gespräch mit der taz über Wochen hinweg nicht zu erreichen.

Die Parteigründung könnte sich in Hamburg aus zwei Gründen verzögern: Zum einen, das sagt auch Kaya, will sich das BSW aktuell ganz auf die Landtagswahlen im Osten fokussieren. Es könnte sein, dass bundesweit keine weiteren Landesverbände gegründet werden, bis diese rum sind. Zum anderen geht das Gerücht um, dass es schon vor der Gründung gekracht hat im Hamburger BSW: In der zweiten Reihe sollen unter anderem der ehemalige

lichen Gründe mögen richtig sein, sind aber wohl nur ein Teil der Wahrheit. Wie Yildiz verließen auch Metin Kaya und Martin Dolzer die Partei erst dann, als es ein politisches Alternativangebot gab: Kaya schon im letzten November, kurz nachdem sich das BSW – damals noch als Verein – offiziell vorgestellt hatte. Yildiz und Dolzer verkündeten ihren Austritt schließlich mit einer gemeinsamen Mitteilung an genau dem Tag der finalen Parteigründung des BSW im Januar. Yildiz behauptet im Gespräch mit der taz, das Datum sei „Zufall“ gewesen. Sein Co-Unterzeichner Dolzer wiederum sagt: „Es war ein politisch bewusst gewählter Tag, um das Versagen der Linkspartei zu verdeutlichen.“

Bisher ist erst Metin Kaya Mitglied im BSW. Aber auch Mehmed Yildiz und Martin Dolzer schließen eine perspektivische Zusammenarbeit oder Mitgliedschaft nicht aus. Dies ist laut Dolzer „von Dynamiken und Gesprächen abhängig“.

angrenzender Gewässer durch den Ausbau verschlechtere. (dpa)

Drohnen fliegen über Chempark

Die Staatsanwaltschaft Flensburg ermittelt wegen wiederholter Drohnenflüge über kritischer Infrastruktur in Schleswig-Holstein. Es sei ein Ermittlungsverfahren wegen des „Verdachts der Agententätigkeit zu Sabotagezwecken“ eingeleitet worden, teilte ein Sprecher mit. Die Drohnenflüge sollen Medienberichten zufolge seit Anfang August über dem Chemcoast-Park in Brunsbüttel

stattgefunden haben. Laut Spiegel sind seit dem 8. August in mehreren Nächten bis zu vier Drohnen über dem Gelände aufgetaucht. (dpa)

Hamburg hat 400.000 Pendler

Nach München und Frankfurt ist Hamburg die deutsche Großstadt mit der stärksten Anziehungskraft auf Arbeitskräfte aus dem Umland. Im vergangenen Jahr pendelten 391.900 sozialversicherungspflichtig beschäftigte Menschen zur Arbeit in die Hansestadt, wie das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) mitteilte. (dpa)



Linken-Schatzmeister Christian Kruse und Torsten Teichert für den Parteaufbau zuständig gewesen sein. Teichert war einst persönlicher Referent des Hamburger Bürgermeisters Klaus von Dohnanyi, der ebenfalls vor einigen Wochen groß angekündigt, das BSW unterstützen zu wollen. Er gilt als Organisationstalent, eigentlich ein Geschenk für die Partei. Jetzt soll er jedoch im Streit hingeschmissen haben, noch bevor es richtig losging. Für ein Gespräch mit der taz ist Teichert nicht zu erreichen.

Wie viele Personen in Hamburg bereits Mitglied im BSW sind, lässt sich nicht in Erfahrung bringen. Bundesweit hatte die Partei im Juni nur etwa 650 Mitglieder – dafür aber 8.000 Mitgliedsanträge und 17.000 registrierte Unterstützer. Das BSW setzt auf einen Parteaufbau von oben und will nur handverlesene Mitglieder in die Partei lassen, um zu verhindern, dass die von der Spitze vorgegebenen Inhalte basisdemokratisch verändert werden. Daher ist auch das Mitgliederpotenzial in Hamburg schwer einschätzbar.

Jung gegen Alt

So oder so muss man feststellen: Die Austritte infolge der Gründung des BSW haben der Linkspartei in Hamburg unterm Strich nicht geschadet. Im ersten Halbjahr 2024 sind 80 Mitglieder ausgetreten – und mit 170 Menschen mehr als doppelt so viele neu dazugekommen. Aktuell zählt der Landesverband mehr als 1.700 Mitglieder.

Einer, der kürzlich erst dazugekommen ist, ist der 26-jäh-

rige Nico Paustian. „Die Partei von Saha Wagenknecht mit ihren migrationsfeindlichen Positionen ist für mich Teil eines gesellschaftlichen Rechtsrucks“, sagt er im Gespräch mit der taz. „Dagegen wollte ich etwas tun.“ Da die Linksjugend Solid in Hamburg schon seit Langem zerstritten und in der Öffentlichkeit so gut wie unsichtbar ist, wollte Paustian ein alternatives Angebot für junge Menschen schaffen: Zusammen mit drei weiteren gründete er im vergangenen Jahr in seinem Bezirk Altona die „Junge Linke“. Eine Gruppe unter demselben Namen hatte sich vorher schon im Bezirk Eimsbüttel gegründet.

Als Paustian das Projekt startete, war er noch nicht einmal Mitglied in der Linkspartei. Im Dezember trat er dann doch bei. „Wir wollen als junge Menschen ja auch echten Einfluss auf die Partei ausüben können“, begründet er diesen Schritt.

Obwohl die Junge Linke Altona noch nicht einmal ein Jahr besteht, ist sie bereits sehr aktiv und organisiert monatlich mehrere Veranstaltungen. Damit erreicht sie auch junge Menschen, die noch nicht Parteimitglied bei den Linken sind. Ende Juli fuhr eine Gruppe aus sieben Personen von ihnen nach Leipzig, um den Landtagswahlkampf der Linken in Sachsen praktisch zu unterstützen.

Die Linke hat damit etwas, was sich in Bezug auf das BSW in Hamburg nicht erkennen lässt: Junge Menschen, die noch keine gescheiterten Parteikarrieren hinter sich haben und die motiviert sind, der Partei von unten in rosigeren Zeiten zu verhelfen. Auch wenn das BSW bereits jetzt namhafte Stadtbürger zu seinen Unterstützern zählen kann, ist ein Klaus von Dohnanyi eben auch schon 96 Jahre alt.

Das kann in den beiden Wahlkämpfen im nächsten Jahr entscheidend werden, denn große Namen allein werden da nicht reichen – dafür ist Hamburg als Stadtstaat dann doch zu klein und persönlich. Und so haben beide Parteien bei all ihren Unterschieden dann doch eine Gemeinsamkeit: Sie stehen vor einem ganzen Batzen Arbeit.



Saß für die Hamburger Linke einst im Bundestag: BSW-Mitglied Fabio de Masi Foto: Klaus-Dietmar Gabbert/dpa

CDU gegen Gebete vor Blauer Moschee

Die Hamburger CDU hat die seit der Schließung der Blauen Moschee vor dem Gotteshaus regelmäßig stattfindenden öffentlichen Gebete als unhaltbaren Zustand bezeichnet. „Es geht nicht an, dass für Predigten jeden Freitag Straßen gesperrt werden und ein großes Polizeiaufgebot anrücken muss“, sagte Landes- und Fraktionschef Dennis Thering. Einem Bericht des Hamburger Abendblatts zufolge hatten sich Anwohner der Moschee in der begehrten Alster-Lage über Lärmbelästigungen beschwert. (dpa)

das portrait



Will Bundestagsabgeordneter werden: Scholz-Intimus Wolfgang Schmidt Foto: Marcus Brandt/dpa

Kanzleramtschef Wolfgang Schmidt will in den Bundestag

Olaf Scholz könnte seinen Schatten verlieren. Der Name des Schattens lautet Wolfgang Schmidt. Seit über 20 Jahren folgt er Scholz auf Schritt und Tritt bei allen Stationen seiner politischen Karriere. Schmidt selbst hatte in all den Jahren nie ein eigenes politisches Mandat. Das soll sich nun ändern: Anfang August verkündete der SPD-Kreisvorstand Hamburg-Eimsbüttel, dass er Schmidt als Bundestagskandidaten nominieren würde.

Die SPD Eimsbüttel will mit Schmidt das Bundestagsmandat zurückgewinnen, das sie bei der Wahl 2021 an die Grünen verlor – damals noch mit Niels Annen als Spitzenkandidat, der Ende Juni erklärte, nicht mehr antreten zu wollen. Dafür schicken sie mit der rechten Hand von Olaf Scholz einen der mächtigsten Männer Deutschlands ins Rennen.

Das ist aus mehreren Gründen überraschend. Zunächst, weil Schmidt nicht gerade als Eimsbüttler bekannt ist: Während seines Jurastudiums und der anschließenden Promotion an der Universität Hamburg lebte Schmidt zwar einige Jahre im Bezirk. Das liegt aller-

Wolfgang Schmidt folgt Olaf Scholz seit über 20 Jahren auf Schritt und Tritt

dings über 20 Jahre zurück. „Natürlich würde ich im Fall der Wahl in den Bundestag wieder eine Wohnung im Wahlkreis nehmen und im Wahlkreis präsent sein“, schreibt Schmidt in einem Schreiben an seinen Kreisverband.

Der SPD in Eimsbüttel reicht das: Wolfgang Schmidt ist gebürtiger Hamburger, hat viele Jahre in Eimsbüttel gelebt und kennt Hamburg aus seiner Tätigkeit als Hamburger Staatsrat bestens. Er wird im Wahlkampf und als gewählter Abgeordneter im Wahlkreis präsent sein und sich für dessen Belange einsetzen“, sagt der Eimsbüttler Kreisvorsitzende Milan Pein.

Der zweite Grund, warum die Kandidatur überrascht, liegt in Schmidts Markenzeichen: seiner absoluten Loyalität gegenüber Olaf Scholz. Auf Twitter war er oft noch bis in die späte Nacht hinein damit beschäftigt, seinen Chef zu verteidigen – bis ihm im September 2021 vorgeworfen wurde, in seiner Arbeitszeit als Staatssekretär Wahlkampf für Scholz zu machen. Seitdem hält Schmidt sich ein bisschen zurück, was ihm aber offensichtlich schwerfällt: Er lebt vom ständigen Austausch, hat ein enormes Netzwerk und ist sich für keine Diskussion zu schade.

Trotz seiner sozialen Begabung hat Schmidt, anders als seine Amtsvorgänger, Talkshows weitgehend gemieden. Er ist eher einer für Hintergrundgespräche, persönliche Kontakte, den Kampf an Tausenden kleinen Fronten – also der ideale Schatten von Olaf Scholz.

Ob Schmidt nach einer Wahl in den Bundestag auch tatsächlich als Bundestagsabgeordneter arbeiten würde, ist ungewiss. Das Hamburger Abendblatt spekulierte, die Kandidatur sei nur „Plan B“, sollte die SPD nicht weiter an der Bundesregierung beteiligt sein.

So oder so: Seine Loyalität gegenüber Scholz wird wohl niemals enden. Symbolisch dafür mag ein Zitat stehen, das Schmidt auf seinem privaten Twitter-Account als Hintergrundbild eingestellt hat. Es stammt aus einem Song des Musikers Thees Uhlmann und verrät viel über Schmidt selbst, seine Haltung zur Politik und seine Loyalität: „Aber die Zukunft ist ungeschrieben / Die Zukunft ist so schön vakant / Und ich komme dich besuchen / Egal ob Stammheim oder Bundeskanzleramt“.

Marta Ahmedov

das wird

„Es gibt zu wenige Frauen, die singen“

Über Frauen in der Musikbranche diskutiert Suzan in Hannover vor ihrem Konzert

Interview **Marta Ahmedov**

taz: Suzan, in Ihrer Instagram-Bio steht „Suzan in the making“. Was heißt das?
Suzan: Ich bin noch eher frisch im Musikbusiness. „Suzan in the making“ beschreibt meinen Weg in die Branche. Ich bin dafür extra aus Hannover nach Berlin gezogen und verbringe viel Zeit im Studio, um neue Musik zu produzieren. Außerdem vernetzte ich mich, drehe Musikvideos und zeige Präsenz auf Social Media. Ich möchte Menschen in den Prozess mitnehmen, wie ich „Suzan“ groß machen will.

taz: Wofür steht Suzan?

Suzan: Für einen deutschsprachigen Mix aus R'n'B, Pop und Rap. Außerdem habe ich kurdische Wurzeln und lasse diese auch in meine Musik einfließen, beispielsweise in dem Song „Bir Ay Dogar“ mit dem Rapper Anonym oder in dem Song „1970“, in dem ich die Einwanderungsgeschichte meiner Mutter aufarbeite. Außerdem greife ich Themen wie Gewalt gegen Frauen oder mentale Gesundheit auf.

taz: Am Freitag geben Sie ein Konzert und sprechen davor auf einer Veranstaltung über Frauen in der Musikbranche. Wie sind Ihre persönlichen Erfahrungen?

Suzan: Die Musikbranche ist sehr männlich. Ich habe zwar eine tolle Managerin, aber im Studio arbeite ich überwiegend mit Männern. Zum Glück hatte ich persönlich bisher nur respektvolle Kontakte, aber die männliche Perspektive ist dennoch sehr dominant. Es ist mir wichtig, mich unabhängig davon entwickeln zu können. Mich inspirieren erfolgreiche weibliche Rapperinnen wie Shirin David oder Loredana. Shirin David wurden viele Steine in den Weg gelegt, aber sie hat es trotzdem geschafft – das motiviert mich, mich ebenfalls nicht so leicht abfrühstücken zu lassen.

taz: Die Veranstaltung setzt einen besonderen Fokus auf Deutsch-Rap. Ist die Dominanz durch Männer dort ein besonderes Problem?

Suzan: Ich weiß, woher diese Annahme kommt, denn im Deutsch-Rap gibt es besonders problematische Texte in Bezug auf Frauen. Darüber muss man sprechen. Aber in Bezug auf die Branche allgemein sehe ich das ganz anders – ich finde, dass es zu wenige Frauen gibt, die singen! Schauen wir uns doch die Charts an: Die wirklich erfolgreichen Frauen wie Shirin David, Loredana, badmombz-jay oder Nina Chuba sind alles Deutschrapperinnen. Reine Sängerinnen wie früher Yvonne Cat-terfield sehe ich kaum.

Diskussion
„Frauen“ in der Musikbranche und insbesondere im Deutsch-Rap“, im Anschluss Konzert von Suzan, VHS Hannover, 23. 8., 16.30 Uhr, zum Start der Reihe „Was hätte Ada dazu gesagt?“



Foto: Umut Tunç

Suzan
Musikerin, hat 2021 ihre nach dem Studium begonnene Existenz als Wirtschaftsprüferin hinter sich gelassen.

der ach-der-lebt-noch!-glamour

Altherrenwitzkönig Fips Asmussen ist gesichert tot, aber dafür bespaßt die Politrentnerparties, Altenheimfeiern und am 6. September das Oldenburgische Staatstheater nun das „TV-Urgestein“ Harald Schmidt. Tickets für Rollstuhlplätze und Begleitpersonen gibt's nicht online sondern nur über die Theaterkasse. Und auch die kosten 25 Euro.



Wie ein Monster, das durch eine Wand greift, hat Franziska Nast 2022 das Unbewusste gestaltet Foto: Franziska Nast/Kunstverein Wolfsburg

Die Kunst sucht das Schloss Wolfsburg heim

Vielfältige Materialien und unterschiedlichste Techniken: Mit vier Vernissagen in einer Sommernacht zeigen die Kunstinstitutionen auf Schloss Wolfsburg, dass familiäre Nähe kein Fluch sein muss

Von **Bettina Maria Brosowsky**

Sechs Kulturinstitutionen sind im Schloss Wolfsburg untergebracht. Und das fühle sich mittlerweile an, wie eine Familie, sagt Frank Hocke, der Vorstandsvorsitzende des Vereins Junge Kunst. Der, bis dahin eher isoliert in der City, hat sich vor rund einem Jahr zu Städtische Galerie, Kunstverein, Institut Heidersberger und Stadtmuseum hinzugesellt, die schon seit geraumer Zeit im Renaissancebau residieren. Der Austausch untereinander spiegelt sich nun auch in der gemeinsamen Eröffnung von insgesamt vier Ausstellungen in ein und derselben Sommernacht – am heutigen Freitag.

Nora Lube ist die Künstlerin, die aktuell im Junge-Kunst-Verein ausstellt. „blank spaces in embodied tales“, so der Titel ihrer ersten institutionellen Einzelschau. Lube hat 2023 an der Hochschule für bildende Künste in Braunschweig ihr Diplom in der Bildhauerklasse von Thomas Rentmeister abgelegt. Vorher hatte die 1989 Geborene eine Lehre als Schneiderin absolviert und Modedesign in Berlin studiert. Textiles ist unübersehbar auch in ihrer Kunst ein bevorzugtes Material. Aus breiten, stabilen Transportgurten, wie sie bei der Verfrachtung militärischer Ausrüstung verwendet werden, hat sie ein räumliches Netz genäht.

In einen ohnehin schon engen Flur gehängt, schafft es nun eine weitere Einschränkung. Beim Herummanövrieren wird der Blick auf das übergroße Foto eines weißen Mantels aus künstlichem Hermelin gelenkt, den merkwürdige braune Flecken zieren. Dies seien Fotografien einer toten Motte, erzählt Lube, die sie als digitale Montagen auf das Fell platziert habe. Pelz oder Textil belässt sie nicht in ihrem ursprünglichen Verwendungszusammenhang, und schon gar nicht unversehrt. Ihr geht es um die Dekonstruktion auch von kriegs- und herrschaftsbezogenen Attributen und die ungewöhnliche Kombination von Materialien. Weitere

Objekte bringen nochmals Spanngurte, eine organisch zugeschnittene Glasplatte auf Schlittschuhkufen sowie technische Utensilien wie eine verrostete Umlenk-Rolle und einen schweren Kranhaken zusammen. Diese beiden hat Lube täuschend echt aus Keramik geformt, was sie ihrer Funktionalität noch weiter entrückt.

Auch bei Franziska Nast gehört Keramik zu den vielfältigen Materialien, mit denen sie in einer Vielzahl

Per Hochdruckreiniger hat Franziska Nast Texte auf die Platten im Hof geschrieben

künstlerischer Techniken arbeitet. Sie bestreitet die große, 24-teilige Ausstellung im Kunstverein, wiederum englisch betitelt: „how much of you is repetition?“, also sinngemäß: Aus wie viel Wiederholung bestehst du?

Dabei wird sofort klar: Die Hamburgerin Nast schätzt die Wiederholung als ein Arbeiten mit Vertrautem und Gefundenem. Zwischen 2005 und 2011 hat auch Nast in Braunschweig studiert, nebenbei in Hamburg mit ihrem Partner Axel Loytved den Kunstverein St. Pauli

gegründet. Sie ist aber auch Mutter, Buchgestalterin, Tätowiererin und hat schon vor dem Studium ihr Modelabel „Fack Fashion“ gegründet. Eine kleine Kollektion veredelter Secondhand-Teile kann in Wolfsburg erstanden werden.

Als ihr eigenes Modell inszeniert sich Nast im Dreikanal-Videoloop „Rücken“ von 2022. Die Coronazeit, sagt Nast, war eine Strapaze, die Familie ständig zu Hause, die eigene Arbeit kaum zu organisieren. Ihre vermeintlichen Lockerungsübungen vor laufender Kamera werden von einem mysteriösen Knacken begleitet: die müden Knochen, oder eine Last, die von den Schultern fällt?

Musik und Singen spielen in ihrer Kunst auch eine wichtige Rolle. Ein kurzer Song erklingt sporadisch in der Ausstellung, am Eröffnungsabend gibt's sogar eine Live-Performance zusammen mit Knarf Rellöm. Und dann wäre da noch der Hochdruckreiniger: Franziska Nast hat damit vergängliche Textbotschaften auf die Sandsteinplatten im Schlosshof geschrieben. Viele Ideen schrecken auch Jakob Zimmermann nicht. Der, unüberhörbar aus Süddeutschland, ist ebenfalls Absolvent der Braunschweiger HBK. Im „Raum für Freunde“ des Kunstvereins hat er ein buntes Panorama zusammengestellt. Farbig wie die Paradiesdarstellung

aus den Schriften der Zeugen Jehovas ist es laut Zimmermann die visuelle Ausbeute seiner letztjährigen USA-Reise. Die brachte ihn auch nach New Ulm, zu einer Kopie des Detmolder Hermannsdenkmals – in halber Größe. Was ihn über weitere Verkleinerungsformen wie Minigolf hat nachdenken lassen.

Die Städtische Galerie setzt einen Kontrapunkt zu den drei Ausstellungen von Einzelkünstler*innen: Sie hat aus ihrer großen Sammlung Malerei, Grafik, Fotografie und Objektkunst zusammengestellt, die sich mit Wasser befassen. Klassisch wird es in seinen Auftrittsformen dargestellt, werden die Wesen, die in ihm leben, untersucht – mit fast meditativer Ruhe, wie es sich für ein gesetzteres Familienmitglied gehört: Sie residiert schließlich sei 50 Jahren auf sechs Etagen des Schlosses.

Sommernacht am 23. 8. ab 18 Uhr, Soundperformance ab 19 Uhr

Junge Kunst Nora Lube, „blank spaces in embodied tales“, bis 22. 11.

Kunstverein Franziska Nast, „how much of you is repetition?“, und Jakob Zimmermann, „marching to the beat of desire“, bis 3. 11.

Städtische Galerie Wolfsburg Wasser, bis 6. 10.



Jakob Zimmermann sucht den Takt des Begehrens in fleischiger Landschaft Foto: Jakob Zimmermann/KVWOB